This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

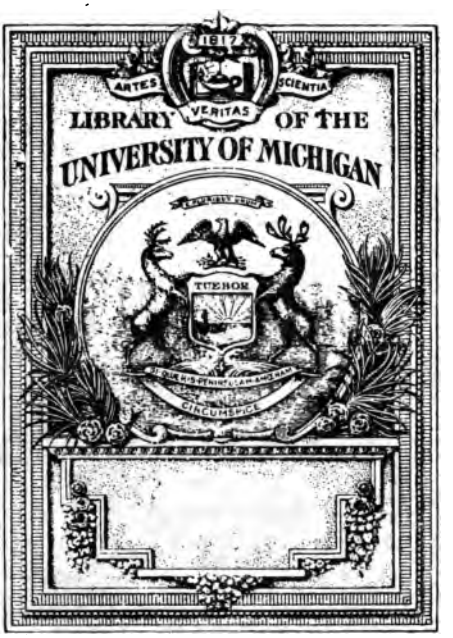
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PC
839
.E53
Z5
S42

A 805,973



THE GIFT OF

Dr. D. M. Gilbert

MIHAIL EMINESCU'S
LEBEN UND PROSASCHRIFTEN.

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR

ERLANGUNG DER DOKTORWÜRDE

DER

PHILOSOPHISCHEN FAKULTAT

DER UNIVERSITÄT LEIPZIG

VORGELEGT VON

JOAN SCURTU

AUS KRONSTADT (SIEBENBÜRGEN).

120

LEIPZIG

JOHANN AMBROSIUS BARTH

1903.

Angenommen von der philologischen Sektion auf Grund der Gutachten der Herren Birch-Hirschfeld und Weigand.

Leipzig, den 18. Nov. 1902.

Der Procancellar
A. Birch-Hirschfeld.

DEM

ANDENKEN MEINER ELTERN

GEWIDMET.

PC
839
.E53
Z5
S42

Gift
Dr. D. M. Gilbert
2-8-55

Inhaltsverzeichnis.

Seite

A. **Eminescus Leben und öffentliche Tätigkeit.**

I. Biographische Quellen. Eminescus Zeitalter. Eminescus Abstammung und Familie 1
II. Kinder-, Schul- und Wanderjahre 13
III. Studienjahre in Wien und Berlin 21
IV. Eminescu und die literarische Gesellschaft „Junimea“ . 29
V. Eminescu und Veronica Micle 34
VI. Eminescus Tätigkeit als Bibliothekar in Jassy 40
VII. Tätigkeit als Schulinspektor 44
VIII. Tätigkeit als Journalist. Sein Aufenthalt und sein literarisches Schaffen in Jassy und Bucarest (1876—1883) 48
IX. Wahnsinn und Krankheit (1883—1887) 54
X. Scheinbare Genesung. Die literarische Arbeit Eminescus in dieser Zeit (1887—1888) 62
XI. Die letzte Katastrophe und Tod 69
XII. Eminescus Persönlichkeit 71

B. **Eminescus Prosaschriften.**

I. Allgemeine Betrachtungen über die Werke E.s, ihre verschiedenen Arten und Ausgaben. 84
II. Grössere politische Abhandlungen 93
III. Die politischen Aufsätze im „Curierul de Iassi“ . . . 101
IV. Die politischen Aufsätze im „Timpul“ 105
V. Kritische (polemische) und philosophische Aufsätze . . 114
VI. Literarische Aufsätze (über Theater und Volksliteratur) . 121
VII. Novellen: 1. Sermanul Dionis. 125
2. Cesara 138
VIII. Märchen und kleinere Erzählungen 149

Literatur und Abkürzungen 153

A. Eminescus Leben und öffentliche Tätigkeit.

I. Biographische Quellen. Eminescus Zeitalter. Eminescus Abstammung und Familie.

Zu einer wissenschaftlichen Monographie Eminescus fehlen noch immer die notwendigsten Bedingungen: eine vollständige Ausgabe seiner Werke und die grundlegenden Vorarbeiten in Bezug auf das bio- und bibliographische Material.

Was nun die vorliegende Abhandlung betrifft, so soll sie keineswegs eine vollständige und abschließende Monographie Eminescus bilden, sondern nur einen Versuch in dieser Richtung. Ein zweiter Teil, der Eminescu als Dichter behandeln wird, soll im nächsten Jahre folgen.

Ich gebe im folgenden eine kurze Darlegung der biographischen Quellen und Nachrichten über unseren Dichter, die mir teils zur Verfügung standen, teils infolge eigner Forschungen erschlossen worden sind.

Selbstbiographische Notizen oder Bekenntnisse Eminescus fehlen uns gänzlich. So wenig Interesse hat der Dichter für sein äußeres Leben gezeigt, daß er selbst seinen Geburtstag vermutlich unrichtig angegeben hat (Ed. M. 309). Die Interesselosigkeit für sich selbst und für sein Schicksal einerseits, andererseits aber sein bewegter Lebensgang, voll harter Kämpfe ums Dasein, verbittert durch Not, Krankheit, schließlich sein

zweimaliger Wahnsinn und sein früher Tod — alle diese Umstände mußten ihm eine ruhige, schriftstellerische oder gar autobiographische Beschäftigung unmöglich machen. Es kommt noch in Betracht die zurückgezogene, verschlossene Natur und die eigenartige Bescheidenheit, woraus sich seine äußerst wenig mitteilsame Haltung auch den ihm sehr Nahestehenden gegenüber erklärt.

Wir besitzen von der Hand Eminescus nur einige Briefe: sechs an J. Negruzzi (C. L. XXV, 903, XXX, 1); sechs (von geringem Interesse) an Fr. Cornelia Emilian (Scr. XIII, XXIII, XXV, XXXIII, XLV, XLVI) die während seiner Krankheit 1887 geschrieben sind; einen aus demselben Jahre an V. G. Morțun (P. s. V.) einen (höchst interessanten, leider aber nur fragmentarischen) an J. Vulcan (F. XXXV, 301) und einen (gleichfalls sehr wichtigen) an einen ungenannten Freund in Jassy (Vlah. Cl. d. l. 193).

Reichlicheres Material bieten seine Werke und besonders seine öffentliche Tätigkeit.

Eminescu ist eine ausgeprägt subjektive Künstlernatur; eben dieser Umstand gibt seinem Schaffen auf den verschiedenen Gebieten der Literatur auch in biographischer Beziehung eine gewisse Bedeutung. Seine Gedichte sowohl wie seine Prosaschriften enthalten oft wertvolle Andeutungen über das Gefühlsleben, die Ideenwelt und die inneren Erlebnisse des Dichters. Besonders eine Novelle „Sărmanul Dionis" (Nov. 31 ff.) scheint vieles aus dem Innenleben Eminescus wiederzuspiegeln, selbstverständlich in poetischer Form und in phantasiegemäßer Behandlung. Der Held dieser Novelle, Dionis, hat mit der Persönlichkeit des Dichters manches überraschend Gemeinsame.

Das wichtigste Material enthalten aber die offiziellen Aktenstücke aus Eminescus Tätigkeit als Bibliothekar und als Schulinspektor in Jassy, die bis jetzt noch nicht erforscht worden sind. Der Liebenswürdigkeit des Herrn G. Teodorescu-Kirileanu verdanke ich die Möglichkeit, diese Aktenstücke benutzen zu können. Neuerdings hat auch Teofil Frâncu, ein

Freund des Dichters, manche interessante Nachrichten in der Kr[illegible]städter Zeitung „Gazeta Transilvaniei“ in Siebenbürgen ver[illegible]ntlicht (G. T. LXV, 1902 Nr. 85).

[illegible]tvolle biographische Quellen sind auch die Mitteilungen und Angaben anderer Freunde Eminescus. In erster Linie ist die biographische Skizze Maiorescus zu nennen (Ed. M. Vorwort), die sowohl feste Tatsachen, als auch feine psychologische Bemerkungen enthält. Von gleicher Bedeutung sind die Angaben Caragiale's, Vlahuța's, Negruzzi's, Slavici's, die ich im bibliographischen Teile der Abhandlung verzeichne. Ebenda nenne ich noch manche andere Quellen, unter ihnen besonders die „biographische Notiz“ des Hauptmanns Mateiu Eminescu, des Bruders des Dichters (B. p. t.) und die Denkschrift der Zeitschrift „Fîntîna Blandusiei“ (Div. 122 ff.). Hier erwähne ich nur zwei Versuche einer Biographie Eminescus: das Buch Petrașcus (Mihail Eminescu, Studiu Critic. București 1892, Seite 5—29) und die Abhandlung Cristea's (S. 3—22); beide Werke leiden an dem Nachteil, daß die Verfasser die Angabe der Quellen fast gänzlich vernachlässigen.

Noch eine biographische Quelle muß ich hier besprechen. Es ist der Band von Briefen Henriette Eminescus an Frau Cornelia Emilian. Doch ist das Buch im großen und ganzen nicht eben glücklich zusammengestellt und daher nur in beschränkter Weise brauchbar und mit kritischer Vorsicht zu benutzen, da sich in ihm manche Angaben und Äußerungen befinden, die einer strengen objektiven Prüfung unterzogen werden müssen; die Briefe selbst sind sehr subjektiv, hier und da sogar befangen, wie es den Umständen nach, unter denen sie geschrieben sind, auch nicht anders zu erwarten ist; manche wieder gehören nicht in die Öffentlichkeit und es ist bedauerlich, daß sie veröffentlicht worden sind. Und nun eine allgemeine Bemerkung über die angegebenen biographischen Quellen: die meisten sind von jeder wissenschaftlichen Kritik unberührt geblieben. Doch ist eine solche Kritik sehr notwendig, denn diese an Anzahl und speziell an Umfang nicht eben großen

biographischen Angaben widersprechen sich gleichwohl oftmals, und nicht selten beruhen sie auf bloßen Vermutungen oder Legenden.*

Außer den genannten Quellen habe ich — insoweit mir dies von Leipzig aus möglich war — auch eigene Forschungen angestellt. Ich habe mich zu diesem Zwecke privatim wie öffentlich (durch Zeitschriften und Zeitungen) an des Dichters Freunde, an die Universitätskanzleien in Wien, Berlin, Jena, an die Universitätsbibliotheken in Wien und Berlin, an die Universitätsbibliothek in Jassy und auch an andere Quellen gewandt, von denen ich annehmen durfte, daß sie etwas über den Dichter mitteilen konnten. Als eine Folge dieser Bestrebungen dürfte vielleicht auch die erfreuliche Tatsache angesehen werden, daß in der letzten Zeit das Interesse für den großen Dichter wieder einen mächtigen Aufschwung genommen hat. Herr Maiorescu hat der rumänischen Akademie in Bukarest eine bedeutende Anzahl Manuskripte Eminescus übergeben; ein neuer Band Gedichte ist daraus schon erschienen, andere werden in kurzer Zeit folgen und verschiedene Aufsätze über den Dichter sind veröffentlicht worden.

Das Leben Eminescus (1849—1889) deckt sich mit dem Zeitalter, wo die wichtigsten politischen, sozialen und kulturellen Ereignisse für das rumänische Volk im XIX. Jahrhundert stattfanden, das gleich auf die Zeit des nationalen Wiedererwachens der Rumänen im Königreiche und in Österreich-Ungarn folgte. Es ist die Epoche der modernen Gestaltung Rumäniens als National- und Kulturstaat. 1859 vereinigen sich Moldau und Walachei zum Fürstentum.

---

*) Mit vollem Recht sagt daher die geschickte Übersetzerin Eminescus Frau Dr. Minckwitz: Die „Ungenauigkeit ist charakteristisch für den Wert des gesamten auf ihn (Eminescu) bezüglichen biographischen Materials, das von rumänischer Seite zur Verfügung steht. Für den Ausländer ist es geradezu unmöglich, aus diesem bunten Gemisch von Wahrheit und Dichtung Stoff zu einem klaren Lebensbild, oder selbst nur einer unanfechtbaren Skizze zu gewinnen." (Beil. z. M. allg. Ztg. 1900, Nr. 128.)

1866 bekommt das Land statt der einheimischen eine deutsche Dynastie und tritt dadurch mehr in die Reihe der europäischen Staaten. 1877, in dem russisch-rumänisch-türkischen Kriege erkämpft Rumänien seine völlige Unabhängigkeit; 1881 wird es Königreich.

Mit diesen politischen Ereignissen eröffnet sich dem Lande ein neues staatliches Leben und eine neue Kultur. Das politische Leben bekommt als Grundlage eine der liberalsten Verfassungen Europas; die Kultur ist gleichfalls aus dem Abendlande eingeführt, und zwar aus Frankreich, wie auch die politischen Reformen. Es ist klar, daß nicht alle Resultate dieser neuen Einrichtungen günstig sein konnten. Sie waren rasch eingeführt, mit einer konsequenten Nichtbeachtung der tatsächlichen Bedürfnisse des Volkes und mit einem großen Optimismus kosmopolitischer Art, der in dem Liberalismus des Zeitalters lag. Besonders die kritiklose und nur oberflächliche Anpassung an die französische Kultur in allen Dingen — infolge des Einflusses der Angehörigen der oberen Klasse, die in Paris ihre Studien machten und größtenteils noch heute machen, — wurde bald verhängnisvoll für eine gesunde, ruhige, echt nationale Entwickelung des Landes.*

Daher rührt eine große Anzahl von mißlichen sozialen und politischen Zuständen, denen die öffentliche (politische) Tätigkeit Eminescus sehr energisch entgegen strebte.

Auf politischem Gebiete eine überliberale Konstitution für eine politisch noch gar nicht geschulte Masse und dadurch eine scheinbare Freiheit der unteren Klassen, in Wirklichkeit aber ein willkürliches Herrschen der oberen Klassen, deren Traditionen größtenteils in den traurigen, durch und durch verdorbenen Zeiten der „Fanarioten“ der griechisch-türkischen Wirtschaft zu suchen sind.

---

*) Pompiliu Eliad „De l'influence française sur l'esprit public en Roumanie“ Paris, Ernest Leroux 1898. Über die Anfänge dieses Einflusses, besonders vom literarischen Standpunkte aus, Iorga, Ist. lit. rom. in sec. XVIII, I. Bd. 14 und II. Bd. 48ff.

Auf kulturellem Gebiete — Einführung (ohne Maß, ohne Kritik, ohne Vertiefung, ohne richtiges Verständnis) einer fremden, der Natur des Volkes und seiner Entwickelungsstufe nicht entsprechenden Kultur, die nur oberflächlich nachgeahmt werden konnte und wurde.

Auf ethischem Gebiete zeigt sich vor allem Mangel an sittlicher Zucht, dafür machen sich Herrschsucht und Gewinnsucht breit, Luxus und Verschwendung nehmen überhand.

Auf literarischem Gebiete — außer Alexandri und manchen anderen — ein fast ausgelebter, meist deklamatorischer Patriotismus, ein überschwenglicher Optimismus von der lockersten philosophischen Art; eine exotische Romantik oder eine eifrige Nachahmung der französischen Literatur; ein Kultus der Schriftsteller und des Publikums zu Gunsten des fremden und zu Ungunsten des Volksgeistes; in den höheren Klassen das Vorherrschen der französischen Sprache und Sitte und ein gewisses ironisches Herabblicken auf die rumänische Sprache und rumänische Denkart.

Kurz: epochemachende nationale Ereignisse auf der einen Seite, auf der anderen eine Gesellschaft, die nicht reif und fähig war den Riesenschritt in der Entwickelung mitzumachen. Das ist das Zeitalter Eminescus, mit wenigen Strichen charakterisiert.

In einem solchen Zeitalter hat Eminescu gelebt. Kein Wunder, daß eine idealistisch-romantische, melancholische, vielleicht sogar pessimistisch veranlagte Natur wie die unseres Dichters, am meisten die Schattenseite bemerkt und am wenigsten die Lichtseite seiner Epoche gepriesen hat. Ebenso ist es kein Wunder, daß sein Schaffen und sein Wirken, ja selbst seine Persönlichkeit am Anfang viele Feinde gehabt und doch schließlich einen ungeheuren Einfluß ausgeübt hat.

Eminescus Abstammung. Über die Vorfahren des Dichters besitzen wir keine einzige sichere Nachricht. Es existieren bloß einige sehr wenig glaubwürdige, rein sagenhafte Nachrichten. Nach der einen soll ein Vorfahre Eminescus Türke gewesen sein, ein Kaufmann Namens Emin Effendi,

der in der Moldau eine Rumänin heiratete (Petr. 6). Nach einer anderen soll der Vater Eminescus von einem schwedischen Offiziere Karls XII. abstammen. Dieser Offizier habe sich nach der Schlacht bei Pultawa in Suceava (Bukowina) niedergelassen und eine Rumänin geheiratet (Div. 122). Der Hauptmann Eminescu, der Bruder des Dichters erklärt (B. p. t. Vorwort) solche und andere derartige Versionen, als Anekdoten, ja sogar als Verleumdungen seiner Familie.

Die Familie Eminescus. Die verschiedenen Biographen geben über Eminescus Familie ungefähr folgende Nachrichten an, die ich durch einige briefliche Mitteilungen ergänze. (Briefe von den Herren Dr. J. G. Sbiëra, Universitätsprofessor in Czernowitz, V. Bumbac in Suceava, J. Bumbac in Czernowitz, u. a.)

Die Familie Eminovici* stammt aus der Bukowina, aus dem Dorfe Calineşti bei Iţcanĭ an der rumänischen Grenze. Nachkommen der Familie leben noch heute in diesem Dorfe, unter dem Namen Eminovici (briefl. V. Bumbac). Der Vater des Dichters, Georg Eminovici, ein Bauernsohn, ist 1812 in Calineşti geboren; er hat die 4 klassige Elementarschule in Suceava besucht. Dann trat er in den Dienst des Boiaren Ioan Ienacaki Cîrstea in der Gemeinde Costîna bei Suceava. Später befindet er sich als Verwalter („vătaf de moşie") im Dienste des Bojaren Balş von Dumbrăveni, der reiche und große Besitzungen in der Moldau besaß und dessen Familie dem nationalen rumänischen Adel angehört. 1840 heiratete Georg Eminovici die 4. Tochter des Edlen Stolnicul Vasile Iuraşcu aus Ioldeşti, der einer alten adeligen Familie der Moldau entstammt (B. p. t. Vorwort).

---

*) Dieses ist der ursprüngliche Name der Familie Eminescus, nach den Angaben aller biographischen Forscher (B. p. t. Vorwort; Div. 122 ff.; Ed. M. 310; Petr. 7; Cr. 3). Den Namen Eminescu hat I. Vulcan dem Dichter gegeben (briefl.) und dann haben ihn die anderen Mitglieder der Familie angenommen. Unrichtig ist die Behauptung mancher Biographen (Div. 124), der Name Eminescu rühre von dem Prof. Aron Pumnul her; denn das Gedicht Eminescus auf dessen Tod ist noch „Eminoviciŭ" unterschrieben (Dr. Sbiera „Ar. P." 386).

Am 12. Mai 1841 bekommt er von dem Moldauischen Fürsten Mihail Grigore Sturdza den Adelstitel „Căminar“ als Auszeichnung „für die Dienste, die er dem Vaterlande zu verschiedenen Zeiten geleistet hat“ (B. p. t. Vorwort). Schon vorher besaß er den Adelstitel Sulger, von dem wir aber nicht wissen, wann er ihm verliehen wurde. Nach dem Tode Balş's kaufte sich Georg Eminovici ein Gut bei Ipoteşti, nicht fern von der moldauischen Stadt Botoşani, wo Eminovici ein eigenes Haus besaß und mit seiner Familie öfters wochenlang weilte. Aus dem Ertrage seines Gutes unterhielt der tüchtige Landwirt fast alle seine Söhne an Hochschulen im Auslande. Überhaupt galt er als ein Muster von Wirtschaftlichkeit im Kreise Botoşani [Scr. LXX]. Er starb im Januar 1884 (Scr. XV). — Sein Leben und seine Tätigkeit zeigen uns George Eminovici als einen braven, energischen, offenen Menschen, von gesundem Verstande, der viel Liebe für seine Familie und für sein Vaterland hatte. I. L. Caragiale sagt von ihm: „er war ein sehr sympathischer alter Herr, witzig und originell.“ (I. L. C. 13).

Von der Mutter des Dichters haben wir sehr wenige Nachrichten. Sie hieß Raluca (Rariţa) geb. Iuraşca und soll aus einer kränklichen Familie stammen; eine Schwester von ihr, die Nonne Fevronia Iuraşcu soll an Schwindsucht gestorben sein (Cr. 3). Caragiale (N. s. Sch. 13) schreibt: „Ich habe dann Eminescu gefragt, ob seine Mutter noch lebe. Die Mutter war gestorben; aber aus der niedergeschlagenen Miene mit der er mir antwortete, habe ich entnommen, daß mit ihrem Tode traurige Erinnerungen verknüpft waren, wie es bei einem natürlichen Tode nicht der Fall zu sein pflegt, nicht nur schmerzliche, sondern auch düstere.“

Nach diesen Angaben scheint die Mutter des Dichters eine leidende, vielleicht schicksalsbelastete Frau gewesen zu sein, zu der Eminescu, nachdem er sie bereits in zarter Jugend verloren, in unendlicher Liebe aufblickte, wie aus seinem tiefmelancholischen Gedicht „O mamă . .“ (O Mutter; Ed. Şar. 131) hervorgeht.

„O Mutter, süße Mutter, aus Deinem schwarzen Grab
Rufst Du im Blätterrauschen zu Dir mich stets hinab.
Akazien streuen Blätter auf Deine schwarze Gruft,
Und über Deinen Denkstein streicht hin die Herbstesluft.
Der Wind bewegt die Zweige, verweht Dein leises Wort,
Und ewig rauschen Blätter, und ewig schläfst Du fort."
(R. Dicht. 168.)

Herr I. Slavici, Eminescus Universitätsfreund, schreibt mir: „Indem er die ganze Welt liebte, liebte er niemanden besonders. Nur von seiner Mutter habe ich ihn mit Sehnsucht und Zärtlichkeit sprechen hören." — Auch in seinen Werken treten uns die Mütter als zarte, gutmütige, liebende und geliebte, leidende, diskrete Frauen entgegen, z. B. in Nov. 39.

In der Familie Eminovici waren fünf Söhne und zwei Töchter (Div. 124). Der älteste Sohn war Şerban, der an der Universität Erlangen promovierte (als Dr. med.), aber noch in jungen Jahren (1874) starb. Der zweite, Nicu, studierte Jura, wurde dann aber Landwirt; 1884 hat er selbst seinem Leben ein Ende gemacht. Der dritte, George, war Oberlieutenant in der rumänischen Armee und soll 1873 an Schwindsucht gestorben sein. Nach George kam Mihail (d. Dichter) und nach diesem Mateiu, der als Hauptmann in der rumänischen Armee dient.*

*) Manche dieser Mitteilungen widersprechen den folgenden: Herr V. Bumbac, der die Familie Eminovici sehr gut kannte, und den Söhnen in Czernowitz als Erzieher gegeben wurde, schreibt mir noch von einem Sohne Ilie, „der früher als die anderen gestorben ist" und älter als Mihail war. — Von einem Bruder, der Offizier war, erzählt I. L. C. (N.s. Sch. 12), daß er sich erschossen hat. I. L. C. behauptet, daß er selbst diesem Bruder bekannt wurde und daß er einmal mit dem Dichter über dessen Selbstmord gesprochen hat. Da soll der Dichter gesagt haben: „Es ist besser so; der war gescheiter als wir." Dieser Bruder konnte nur George sein, von dem man behauptet, daß er an Schwindsucht gestorben sei. — Maioresçu (Ed. M. XII) spricht ebenfalls von zwei durch Selbstmord geendeten Brüdern, was der Behauptung Caragiales Recht zu geben scheint. Dagegen erwähnt Frau Emilian,

Von den Töchtern heiratete die erste Aglaia einen Oberlehrer Ion Drogli in Czernowitz, ist aber heute verwitwet; die andere ist Henriette (aus dem zitierten Bd. Briefe bekannt), die lange Zeit mit ihren Tanten Fevronia und Olimpiada, zwei Nonnen in dem Kloster Agafton (Bez. Botoşani), lebte und kurz nach Eminescus Tode starb. Sie war paralytisch (Scr. II u. S. 5). Das arme Wesen war ein Muster von Seelengröße und edler aufopferungsfähiger Gesinnung, eine äußerst sympathische und interessante Frau, dabei naiv und wenig gebildet. Wie sie für ihren Bruder Mihail sorgte, zeigt uns ihre Geschwisterliebe im schönsten Lichte (s. Scr. IV, XXI, XXV, L, LI, LV, LVI, LXVI, LXVIII, LXIX).

Nach dem Tode des Vaters gelangte die Familie in eine bedrängte materielle Lage, wie aus dem Leben Henriettes und Mihails hervorgeht.

War Eminescu erblich belastet?

Was ich infolge der gegebenen Tatsachen feststellen zu können glaube, ist erstens, daß gewisse Gemüts- und Geistesanlagen des Dichters atavistischen Ursprungs sind, zweitens, daß Krankheiten und pathologische Erscheinungen in der Familie Eminovici*) eine erbliche Belastung des Dichters sehr wahrscheinlich, wenn nicht gar sicher machen.

Was den ersten Punkt betrifft, so bewährt sich auch hier die Schopenhauersche Theorie, daß der Mensch vom Vater die Willenseigenschaften, von der Mutter aber die des Gemüts erbe. Vom Vater hatte der Dichter die Verstandesschärfe, den Tätigkeitsdrang, den Humor, der nicht selten in seinen Schriften hervortritt, die Liebe zum Bauernstand, dem sein Vater angehörte und zum vaterländischen Boden, und schließ-

---

auf Grund der Informationen Henriettes, nur einen (Scr. Vorwort II). Es liegen also direkte Widersprüche vor. Leider konnte ich mir bisher keine Klarheit in dieser Beziehung verschaffen, denn meine Versuche mit irgend einem Mitglied der Familie Eminovici in Berührung zu treten, sind fruchtlos geblieben.

*) Außer den schon angeführten siehe Scr. LI, wo Henriette die Schwindsucht als Familienkrankheit bezeichnet.

lich jene zähe Energie, die er überall, in seinem Studieneifer, in seinem Kampf ums Dasein und in seiner Tätigkeit als politischer Schriftsteller bewiesen hat. Von seiner Mutter scheint er die schmerzliche Melancholie, die Zartheit der Empfindung, die sanfte Liebe zu einer milden Natur — eine Liebe, die für Brustkranke charakteristisch ist — die weichen Regungen des Herzens und bis zu einem gewissen Grade auch die Neigung zu einer pessimistisch gefärbten Lebensbetrachtung, geerbt zu haben.

Was die erbliche Belastung anlangt, so ist das verwickelter als die Frage der von den Eltern ererbten Eigenschaften. In dem anormalen Leben des Dichters (Ed. M. XIII), in seinem zwiespältigen Charakter, in manchen sonderbaren Zügen seiner Persönlichkeit sind die Folgen einer erblichen Belastung nicht zu verkennen (Zos. 152ff.). Nur glaube ich eine Erklärung des Wahnsinns Eminescus, daß er ausschließlich durch die erbliche Belastung veranlaßt sei, nicht ohne weiteres annehmen zu können. Sicher hat dazu diese beigetragen, aber es könnten auch andere Ursachen mitgewirkt haben, und zwar die fatale Krankheit (Syphilis) des Dichters (s. Div. 102; Scr. V; IX, s. 18; XI, s. 24), die in ihren Folgen den Wahnsinn hervorzurufen pflegt. Herr Maiorescu, ein ausgezeichneter Kenner und Beurteiler des Dichters, spricht dagegen die kategorische Meinung aus: „Die Ursache, warum Eminescu irrsinnig wurde, ist eine ausschließlich innere; er brachte das Übel mit sich auf die Welt als etwas Unabänderliches, Ererbtes“ (Ed. M. XII). Ebenda sagt er, daß „zwei seiner Brüder [des Dichters] in einem viel früheren Alter, als jener, gleichfalls vom Wahnsinn befallen wurden und sich das Leben nahmen, und es läßt sich diese Neuropathie in aufsteigender Linie auch in der Familie des Dichters verfolgen.“ Obwohl diese Meinung im Grunde berechtigt sein kann, scheint mir, daß man — wie gesagt — der Krankheit Eminescus auch einige Aufmerksamkeit in dieser Beziehung schenken muß. Dann ist es auch nicht sicher, ob die zwei Brüder sich im Wahnsinn ein Ende bereiteten, oder infolge

anderer, äußerer Motive. Von einem wird nämlich berichtet (Scr. S. II), daß er sich wegen derselben Krankheit, an der Mihail litt, in den Tod gestürzt hat. Meine bescheidene Meinung ist, daß hier eine bestimmte Erklärung in einer oder in der anderen Richtung nicht möglich ist. Vielmehr scheint ein Zusammenwirken von Ursachen, wie ich sie anzudeuten versucht habe, richtiger zu sein. — Jedenfalls ist es ein Irrtum, den Wahnsinn Eminescus dem Lande, das für ihn keine Sorge getragen haben soll, vorzuwerfen, wie es manche Biographen des Dichters getan haben (B. P. Hasdeu, Rev. Nouă, II, S. 211—212; A. D. Xenopol, Scr. II zitiert von Frau Emilian; den ursprünglichen Text konnte ich nicht finden, da in dem Vorwort der neueren Auflagen Şaragas keine Rede mehr davon ist; die erste Auflage aber war mir unmöglich zu beschaffen). Ebensowenig hat Fr. Emilian (Scr. S. III) Recht, wenn sie nur das ungeregelte Leben Eminescus verantwortlich machen will.

Interessant sind zwei Stellen in seinen Gedichten, die eine charakteristische Andeutung enthalten, nach welcher der Dichter selbst sich einer Art erblicher Belastung instinktiv bewußt zu sein scheint.

Căcĭ te iubiam cu ochĭ păgînĭ
şi plinĭ de suferinţĭ,
Ce mi-ĭ lăsară din bătrînĭ
Părinţiĭ din părinţĭ.

Şar. 186 f.

Ce suflet trist mi-au dăruit
Părinţii din părinţĭ
De-au încăput numaĭ in el
Atîtea suferinţĭ?

Ce suflet trist şi fără rost
Şi din ce lut incert,
Că dup'atîtea amăgirĭ
Mai speră îndeşert?

P. P. 86.

II. Eminescus Kinder-, Schul- und Wanderjahre.

E.s Kinderjahre. Nach der kirchlichen Matrikel ist M. Eminescu am 15. Januar (gr. Kalender) 1850 in Botoşani geboren (Ed. M. 309ff.). Dagegen nach einem Verzeichnisse seines Vaters (in dem auch die Stunde und die Minute der Geburt angegeben sind) ist er am 20. Dezember (gr. Kal.) 1849 geboren (B. p. t. Vorwort).

Im Gegensatz zu diesen Behauptungen steht der augenscheinlich unrichtige Bericht von Frau Constanţa de Dunca-Şchiau (Am. 4) über die Taufe E.s, die am 21. Mai 1849 stattgefunden haben soll. Für mich ist die ganze Frage endgiltig erledigt, denn es scheint mir ausgeschlossen, daß der Vater, der sogar die Stunde und Minute angibt und seine Notiz mit dem Ausdruck „Heute ...“ anfängt, sich geirrt hätte, viel eher konnte sich der Pfarrer irren und das Datum erst ein paar Tage später einschreiben. Auch der Hauptmann E. ist mehr geneigt, dieser Angabe Glauben zu schenken, da der Vater in dem betreffenden Verzeichnis alle Geburtstage seiner Söhne in chronologischer Reihe angegeben hat (B. p. t. Vorwort V). Dasselbe Datum (20. Dezember 1849) hatte übrigens der Dichter selbst einmal angegeben (Ed. M. S. 309). Ganz falsch ist die Behauptung in „F. Bl.“ (Div. 122), der Dichter sei am 8. Nov. 1848 geboren. In den Matrikeln des Czernowitzer Gymnasiums ist gleichfalls falsch der 14. Dez. 1849 als Geburtstag des Dichters angegeben (Petr. 6).

Was den Geburtsort des Dichters betrifft, so scheint als solcher weder Botoşani (E. M. 310) noch Ipoteşti (M. E. 3) gelten zu können. Der wahre Geburtsort soll Dumbrăveni sein, das Dorf, wo einst E.s Vater als Verwalter des Bojaren Balş lebte. Diese Tatsache wurde erst neuerdings von Leon Ghica angeführt, der sich auf einen lebenden Zeugen, nämlich auf einen alten Mann, der den Dichter auf seinen Armen getragen, beruft. (Universul XX Nr. 165, 19. Juni 1902, Bucarest.) Botoşani kann daher nur noch als Taufort des Dichters bezeichnet werden.

Seine Kinderjahre hat der Dichter im Dörfchen Ipoteşti in der Nähe von Botoschani in der nördl. Moldau auf dem Gute seines Vaters verlebt. Die stille idyllische Natur des Dorfes ist es, die uns in seinen Gedichten so oft entgegentritt. Besonders hat der Wald das Kind angezogen, der auch später noch so innig mit dem Gemütsleben des Dichters verbunden ist. Noch in seinem Mannesalter erscheint ihm der Wald zaubervoll und zieht ihn immer wieder an, denn der Wald sagt ihm:

„Keiner weiß so gut zu lauschen
Deinem Sehnen kummerschwer."
(R. Dicht. S. 170.)

Also sprach einst sanft der Wald mir,
Schüttelte die Wipfel leise,
Doch ich lachte seiner Worte,
Lief in's Feld, pfiff eine Weise.

Heut', selbst wenn ich wiederkehrte,
Könnt ich ihn nicht mehr verstehen; —
Wohin schwandst Du, gold'ne Kindheit,
Mit dem Wald, dem Windeswehen?
(Ebenda.)

Eine glückliche, sorgenlose und freudenreiche Kindheit war es, die dem Dichter zu teil wurde. Immer wieder denkt er später an jene Jahre zurück, immer wieder besinnt er sich traurig auf die vergangene Kinderzeit (z. B. Sonnette Şar. L).

Auf dem Lande, mitten unter dem arbeitenden Volke, mitten in jenem patriarchalischen Leben, das noch heute die rumänische Landbevölkerung kennzeichnet, hat das empfindsame Herz des Dichters auch die ersten Keime jener glühenden Liebe zum Bauerntum in sich wachsen lassen, die eine Grundstimmung in seiner späteren literarischen und besonders öffentlichen Tätigkeit wurde. (Vgl. das Gedicht „Doina", Şar. LVII, seine Tätigkeit als Schulinspektor und seine politischen und sozialen Ideen, wie seine volkswirtschaftlichen Theorien).

Schuljahre. Die Elementarschule hat der Dichter in Czernowitz (Bukowina) besucht (Petr. 7, Div. 124). Hier befindet er sich schon in den Jahren 1858 bis 1859 (Cristea berichtet unrichtig, daß er erst 1860 nach Czernowitz gekommen sei) bei dem damals berühmten rumänischen Professor und Philologen Aron Pumnul, wo auch die Brüder Şerban, Nicu, George und Ilie wohnten (Briefe von den Herren V. B. und I. B., die im Hause Aron Pumnuls als Instruktoren lebten). Herr V. Bumbac erinnert sich, daß der achtjährige Mihail ihm ein Gedicht von V. Alexandri, eine Elegie, ziemlich gut deklamierte. Er schildert den Dichter in diesen Jahren folgendermaßen: „Naiv, immer lächelnd und Volksballaden auswendig rezitierend. Er hatte ein ausgezeichnetes Gedächtnis und war bei allen beliebt."

1860 bezieht Mihail das deutsche Gymnasium in Czernowitz. Bei seinen dichterischen Anlagen ist es gerade kein Wunder, daß er nicht einer der ersten Schüler seiner Klasse war, in der zweiten Klasse blieb er sogar sitzen. Herr Prof. Dr. I. G. Sbiera von der Czernowitzer Universität, der damals sein Lehrer war, schreibt in einem Briefe an mich: „Er studierte nicht fleißig, denn er war sehr leicht reizbar und munter von Natur, zu kindischen Streichen und Spielen geneigt."

Bezeichnend für den eigentümlichen Charakter des Jungen ist, daß er während seiner Schulzeit einmal aus Czernowitz entfloh und einen Weg von etwa 120 Kilometer zu Fuß gelaufen ist, um nach Ipoteşti zu seinen Eltern zu kommen, — ein Streich, der diese in berechtigtes Erstaunen versetzte (Div. 124).

In manchen Fächern tat er sich aber schon damals hervor, besonders in der Muttersprache (Petr. 7) und in der Geschichte. Es rief in dem ganzen Gymnasium Aufsehen hervor, als der Lehrer Neugebauer, ein sehr strenger Mann, ihm die beste Censur in der Geschichte gab, was bis dahin bei jenem noch nie der Fall gewesen war (Brief von Soroceanu).

Im ersten Semester des Schuljahres 1862/63 lernt Mihail mit Erfolg; aber im zweiten am 6. April 1863 (Brief von Dr. I. G. Sbiera) hört er plötzlich auf, den Unterricht weiter zu besuchen. Er blieb jedoch in Czernowitz und studierte zu Hause als „Privatist" (Privatschüler), um später die Examina zu machen. Aber dazu kam es nicht, da er zwar eifrig las, aber nur Werke literarischen Inhalts, die Schulbücher interessierten ihn weniger, wie I. Bumbac berichtet. Und so zeigt das Jugendleben des Dichters statt eines ordentlichen, schulgemäßen Studiums, eine Reihe bewegter, abenteuerlicher Wanderjahre.

Bevor ich aber an diesen neuen Lebensabschnitt herantrete, muß ich noch ein wichtiges Moment aus dieser Czernowitzer Zeit erwähnen. Es ist das Verhältnis des Dichters zum Professor Aron Pumnul.* Pumnuls Gesellschaft, als einer führenden Gestalt des damaligen rumänischen Geisteslebens, als eines Mannes von hohen nationalen Idealen, war für die junge Dichterseele ein glücklicher Umstand. Die Erziehung, die er im Hause dieses Mannes genoß, wirkte wohltuend auf ihn; sie trug viel zu seiner ernsten nationalen Gesinnung und zu seiner Begeisterung für die Literatur bei. Dieses Verhältnis erklärt auch den langen Aufenthalt des Dichters in Czernowitz und seinen großen Schmerz beim Tode seines Erziehers**, 12/24 Jan. 1866***. Schließlich hat E.s Aufenthalt in Czernowitz noch eine andere gute Seite gehabt. In dieser Stadt, wo die deutsche Kultur die herrschende ist und in dem Milieu der Bukowinaer Rumänen, die an dieser Kultur sich bilden, konnte der Dichter schon in seinen jungen Jahren

---

*) Siehe darüber das Werk „Aron Pumnul, Voci asupra vieţii şi însemnătăţiĭ luĭ." Dr. I. G. Sbiera. Czernowitz 1889.

**) Siehe das Gedicht „La moartea luĭ Aron Pumnul", sein erstes publiziertes dichterisches Erzeugnis, das er mit sechzehn Jahren verfaßt hat. — Über das Verhältnis des Dichters zu Pumnul vgl. „Trib". Nr. 76, 1902; An. III, 15f.; Brief Sbieras.

***) In Petr. 8 ist der Tod Pumnuls und das Gedicht E.s unrichtig für das Jahr 1864(!) angegeben.

mit der deutschen Sprache und dem deutschen Geistesleben bekannt werden, — ein Umstand, der für seine ganze spätere Entwickelung und durch ihn für die rumänische Literatur von großer Bedeutung wurde und sehr fruchtbare Folgen hatte.

Wanderjahre. Über Schopenhauers Lebenslauf sagt Kuno Fischer („Schop.", Heidelberg 1893, S. 27): „Ein merkwürdiger Lebenslauf: erst die Wanderjahre, dann die Lehrjahre!" Diese treffende Bemerkung paßt genau auch auf unseren Dichter. Im Jahre 1864 gibt er alles Studium auf und schließt sich der rumänischen Theatertruppe der Frau Tardini an, die in Czernowitz mit großem Erfolge spielte (Petr. 8, Dr. Sb. Brief). Der Lebensabschnitt E.s in den Jahren 1864—1869 ist ziemlich dunkel. Die verschiedenen Angaben seiner Biographen sind nicht nur sehr spärlich, sondern auch widersprechend*), so daß es vorläufig nicht möglich ist, Klarheit in die Sache zu bringen.

Wir erfahren nur, daß der Dichter in verschiedene Städte als Souffleur dieser Truppe gekommen ist, so auch nach seiner Geburtsstadt Botoşani und für eine kurze Zeit wieder in den Schoß seiner Familie.

Die Bemühungen seiner Eltern und Brüder, ihn wieder auf die Schule zu schicken, waren umsonst. Der Schwärmer wollte um jeden Preis Schauspieler werden und wanderte weiter durch Rumänien, die Bukowina und Siebenbürgen mit verschiedenen Truppen zweiten und dritten Ranges. Sein Vater wollte infolgedessen — wie es scheint — nichts mehr von ihm wissen, so daß der arme Jüngling lange Zeit in der drückendsten Not lebte (Cr. 5, Petr. 10). Während seiner Wanderjahre geschah es (I. L. C. 8), daß ihn einmal ein Schauspieler in Giurgiu (Rumänien) als Stallknecht fand, wie

*) Vgl. Div. 124—125, Cr. 5, B. p. t. V im Gegensatz zu Petr. 8; gegen Petr. sprechen auch manche Briefe, die ich persönlich bekommen habe. Sicher ist, daß 1864 E. noch in Czernowitz war, und daß er erst 1866 nach Siebenbürgen kam. Vgl. dazu „Trib." 76 und 77 — 1902, An. III, 10ff.

er mit lauter Stimme aus Schillers Werken las; neben ihm lag ein Koffer voll deutscher Bücher.

1866 befindet sich der Wanderer wieder in Czernowitz, wie ich schon berichtet habe. Nach dem Tode seines Wohltäters Pumnul geht er nach Blasendorf in Siebenbürgen, um seine Studien dort fortzusetzen (Trib. 76 u. 77 — 1902). In dieser Zeit dichtet E. ziemlich eifrig. Aus Czernowitz schickt er der Zeitschrift „Familia" seine ersten Gedichte; der Direktor der Zeitschrift, I. Vulcan erkennt sein Talent und begrüßt ihn in warmen Worten (Fam, Nr. 6, 1866). Von Blasendorf aus veröffentlicht er in derselben Zeitschrift (1866, Nr. 33—37) die Übersetzung einer schwedischen Novelle von Onkel Adam „die goldene Kette", eine phantastisch-romantische Erzählung, die dem schwärmerischen Gemüt des Dichters damals sehr willkommen sein mußte. Den verschiedenen Berichten über E.s Aufenthalt in Blasendorf (An. III, 10ff., Trib. Nr. 45 und 75, 76, 77, 78 — 1902) entnehme ich nur die Daten, die mir sicher zu sein scheinen und manche interessante Erinnerungen, die für ihn charakteristisch sind.

An dem Gymnasium hat er sich nicht einschreiben lassen, sondern er studierte zu Hause, um die Prüfungen für die III. und IV. Klasse zu machen und dann als Schüler der V. Klasse aufgenommen zu werden. Aber er blieb auch hier seiner dichterischen Natur treu: er interessierte sich weniger für das Schulstudium, sondern las ununterbrochen allerlei literarische Werke, die ihm in die Hände kamen, oder er las den Gymnasiasten aus verschiedenen Zeitschriften vor. Sein außerordentlicher Wissensdurst, dessen Befriedigung ihm sein ganzes Leben lang die angenehmste Beschäftigung gewesen ist, zeigte sich schon in dieser Zeit mit großer Gewalt. Unter seinen Kollegen in Blasendorf war die Legende verbreitet, daß er in zwei Jahren die ganze Gymnasial-Bibliothek in Czernowitz gelesen habe. „In der rumänischen Literatur — sagt Petra Petrescu (An III. 11) — war er überall zu Hause. Die Dichter kannte er ausgezeichnet und wußte jeden zu charakterisieren." Ebenso war er in der Geschichte bewandert; er war in dieser

Beziehung den besten Schülern sogar der höheren Klassen überlegen, und geschichtliche Fragen erörterte er mit Begeisterung und Sicherheit (Trib. Nr. 45, 1902) dazu — wie schon berichtet — trieb er eifrig die Dichtung, und wie ernst er diesen seinen prädestinirten Beruf nahm, das beweist uns der Umstand, daß er sich schon damals für die Theorien der Poetik ernstlich interessierte; trotz seiner äußersten Armut nämlich, konnte er das „Lehrbuch der Poetik für höhere Unterrichtsanstalten, wie auch zum Privatgebrauche, von Dr. Friedr. Beck, München 1862" sein Eigentum nennen (An. III 13).

Von der Persönlichkeit E.s in jener Zeit geben uns die erwähnten Berichte manche interessante Einzelheiten, die ihn als denselben romantischen Sonderling zeigen, wie er uns schon in Czernowitz erschienen ist. „Er hatte die Einsamkeit gern und war meistens melancholisch" (Trib. Nr. 45; 1902); trotzdem war er manchmal heftig und in der Äußerung seiner geistigen Überlegenheit sicher (Ebenda). Seine Lebensweise war schon damals ungeregelt und nachlässig (Ebenda; An. III 12); fast den ganzen Tag verbrachte er außerhalb seiner Wohnung und nur vom Hunger gequält kam er nach Hause. Beim Studium hatte er keine Geduld; wenn ältere Kollegen ihm freundlich den Rat gaben, er solle sich mehr mit den Schulbüchern beschäftigen, antwortete er immer: „Wartet nur, bis mir meine Geduld wiederkommt, dann werde ich Wunder tun" (Trib Nr. 77, 1902) — oftmals litt er Mangel an Lebensmitteln, so daß seine Kameraden ihm zu Hilfe kommen mußten (Trib Nr. 45, 1902; An. III, 12f.).

Unter solchen trüben Verhältnissen und besonders bei seinem sonderbaren Hange zu abenteuerlichem Umherziehen, ist es nur natürlich, daß er keine Prüfung in Blasendorf machte und nach einiger Zeit auch dieser Stadt den Rücken kehrte. Das geschah im Herbst 1866; er ging zuerst nach Hermannstadt, wo er sich in unglaublichem Elend befand (An. III, 15). Von hier aus zog er nach Rumänien und schloß sich wieder einer wandernden Schauspielertruppe an, nämlich der des damals berühmten rumänischen Schauspielers und

Dramatikers Pascali, und dann auch anderen, mit denen er 2 Jahre lang teils in Bukarest, teils in anderen Städten der Moldau, Walachei, Siebenbürgens und Ungarns*) herumzog (Cr. 7; hinsichtlich des Aufenthaltes in Siebenbürgen, wo er sich mit der Idee der nationalen Kulturpropaganda unter den dortigen Rumänen beschäftigte, siehe auch Ch. Lit. pop. VIII—IX). Während dieser Zeit lernte ihn der große rumänische Dramatiker Caragiale kennen, der eine sehr interessante Schilderung von ihm gibt (I. L. C. 7 ff.). Trotz allerlei Entbehrungen und schmerzvoller Erfahrungen, die mit einer Wandertruppe immer verbunden sind**), studierte der Dichter auch jetzt fortwährend und vergaß auch das Dichten nicht. 1866 bis 1886 hat er in der „Familia" mehrere Gedichte veröffentlicht, unter denen eins, das er einer von ihm hoffnungslos geliebten Schauspielerin widmete (Fam. Nr. 33, 1868; I. L. C. 10). Er hatte sich schon eine Fülle wertvoller Kenntnisse erworben; schon damals erzählte er Caragiale begeistert von dem alten Indien, von den Daciern, von der rumänischen Geschichte (I. L. C. 11) — Gegenstände, die sich später in seinen Gedichten so wundervoll gestalten sollten.

1869 kam er mit der Wandertruppe nach Botoşani, wo es seinem Vater gelang, ihn seinem hoffnungslosen Beruf zu entreißen (B. p. t. VI; I. L. C. 12 f.). Diese neue Wendung in seinem Leben wurde von großer, heilbringender Bedeutung für den abenteuerlichen Dichter. Infolge des inständigen Zuredens seines Vaters und seiner Familie entschließt er sich endlich für einen passenderen Beruf und äußert den Wunsch, Philosophie zu studieren. Damit beginnt ein neuer, wichtiger

---

*) Daß er mit der Truppe Pascalis unter den ungarländischen Rumänen wanderte, bestätigte mir persönlich Herr Josif Vulcan, der ihn im Sommer 1869 in Arad bei einer Theatervorstellung gesehen und von ihm einige Gedichte für die Zeitschrift Familia bekommen hatte. Doch ist der Dichter nie auf der Bühne tätig gewesen; er begnügte sich stets mit der bescheidenen Rolle des Souffleurs; s. „Rândunica" 1894 I S. 5.

**) Über die Wanderjahre E.s als Schauspieler siehe Näheres N. R. R. Nr. 2, S. 63, 1902.

Abschnitt in E.s Leben. Die Wanderjahre mit ihren vielen Erfahrungen und Mißgeschicken hatten ihm doch auch gute Dienste getan: Der Jüngling wurde inzwischen ein reifer Mann und nach dem bewegten, tollen Leben in der Fremde wollte er jetzt der Wissenschaft näher treten.

Und wenn auch diese sein Denken und sein Gemüt in so hohem Grade bereichert und aus ihm den tiefsinnigsten Dichter der modernen rumänischen Literatur gemacht hat, so haben doch auch die Wanderjahre dem Dichter neben mannigfaltigem persönlichen Leid und Unglück, auch viel Gutes gebracht. Er lernte in der Welt die Menschen und das menschliche Tun und Treiben aus der unmittelbarsten Quelle kennen. Er konnte infolge seiner Reisen in den verschiedenen rumänischen Ländern das Wesen seines Volkes, seine Sprache, seinen Geist, sein Gemütsleben, so tief wie kein anderer Zeitgenosse durchdringen. Seine Lebenserfahrung, den außerordentlichen Reichtum seiner Sprache, das Hochherzige und Prophetische seiner nationalen Empfindungen und den weiten Horizont seiner Ideale, hat er sicher in nicht geringem Maße auch diesen vielbewegten Wanderjahren zu verdanken.

III. Eminescus Studienjahre in Wien und Berlin.

Aufenthalt in Wien. Mit seinem Vater und seiner Familie wieder versöhnt, ging der Dichter im Herbst 1869 (Div. 125), nach Wien, um sich dort bei der philosophischen Fakultät einschreiben zu lassen. Obwohl er nur ein Semester regelmäßig inskribiert war, studierte er doch weiter*) und hörte eifrig auch Vorlesungen der juristischen und medizinischen Fakultät. Sein Hauptstudium aber bildete die Philosophie, die später sein ganzes Leben lang seine Lieblingsbeschäftigung blieb.

---

*) So finden sich in seinen Kollegienheften Aufzeichnungen hinsichtlich einer Vorlesung „Einleitende Gedanken über Völkerpsychologie", Wien 1871 (Ch. Lit. pop. VII).

Im Wintersemester 1869/70 besuchte er als außerordentlicher Hörer — nach den offiziellen Informationen, die ich mir verschafft habe — folgende Vorlesungen: Praktische Philosophie, Geschichte der Philosophie, Philosophisches Konversatorium bei Dr. Robert Zimmermann, Phil. Prinziplehre und historisch-kritische Einleitung in die Philosophie bei Karl Siegmund Barach-Rappaport; Einleitung in die Philosophie mit Zugrundlegung des 5. Buches der Aristotelischen Metaphysik bei Theodor Vogt. Dieser systematische Studienplan zeigt uns klar, wie ernst es der Dichter mit seiner Neigung zur Philosophie meinte, und wie gründlich er sich in den philosophischen Betrieb eingearbeitet hat.

Außer diesen Vorlesungen, die er — wie mir I. Slavici, sein Studiengenosse und Freund schreibt — regelmäßig besuchte, wohnte er sehr eifrig den Vorlesungen der Juristen Lorenz Stein und Rudolf Ihering, ferner den Vorlesungen über Anatomie bei Hirtl und Brückes Vorlesungen über Physiologie bei; außerdem besuchte er sehr oft die Kliniken der damaligen hervorragenden Professoren. Das beweist uns sowohl das vielseitige geistige Interesse des Dichters, wie auch seine Vorliebe für solche Studien, die das Leben und die Menschen näher betrachten.

Zu gleicher Zeit las E. sehr viel. Er besaß die Gabe — sagt Slavici, von dem ich die folgenden Angaben habe — nicht bloß Worte, sondern ganze Sätze mit den Augen zu fassen, und so konnte er in seiner Lektüre sehr rasch fortschreiten. Besonders eifrig beschäftigte er sich mit Kant, Schopenhauer und Plato, die seine Lieblingsphilosophen waren. Schon in dem ersten Jahre seiner Wiener Studien fing er an, Kants „Kritik der reinen Vernunft“ zu übersetzen. Hier hatte er auch Rousseau gelesen; für diesen — sagt Slavici, mit dem er jenes Werke zusammen las — empfand der Dichter eine besondere Sympathie, obgleich er sowohl die Grundidee des „Contrat social“ wie seinen Kulturpessimismus nicht billigte. Später las er viel poetische Werke; seine Lieblingsdichter waren Homer, den er stellenweise auswendig rezitieren konnte,

Goethe, Shakespeare und Firdusi (Slavicis Brief). Die klassischen Dichter des Altertums, besonders aber die griechischen, schätzte er sehr hoch (Petr. 11); daher auch seine Begeisterung für ihre großen deutschen Schüler, Goethe und Schiller. Unter den lateinischen Schriftstellern las er in erster Linie Horaz und Ovid, neben diesen Tibull und Terenz, diese leidenschaftlichen Sänger der Liebe, mit denen er eine gewisse Gemütsverwandtschaft zeigt.

Aber auch die Dichtung der modernen Völker interessierte ihn. Schon während seines Wiener Aufenthaltes schritt er soweit in seiner Lektüre vor, daß ihm auch die unbekanntesten Schriftsteller der europäischen Völker nicht fremd waren. Er las sie entweder im Original, oder in deutscher Übersetzung und seine Kollegen nannten ihn eine „ambulante Bibliothek" (Slavici). Viel Vergnügen bot ihm auch die Literatur der orientalischen Völker, die er in deutscher Übersetzung las, und die nordische Mythologie (V. Bumbac, Brief); beide Einflüsse sind in seinen literarischen Werken bemerkbar.

Charakteristisch für den Dichter ist, daß er die Bibliotheken nicht gerne besuchte.*) Er kaufte sich selbst die Bücher, die er brauchte, bewahrte sie eine zeitlang auf, dann aber, wenn er in Geldverlegenheit kam, verkaufte er sie fast für nichts. So befand er sich fortwährend in Not, denn sobald er sein Geld bekam, bezahlte er die Schulden, die er für Bücher gemacht hatte, kaufte sich wieder Bücher und mußte von neuem in Schulden geraten.

---

*) Ich selbst habe mich an die Wiener Universitäts- und Hofbibliothek und an die Berliner Universitätsbibliothek gewandt. Was die Wiener Bibliotheken anbetrifft, so war Herr Dr. M. Bartoli so liebenswürdig, mir mitzuteilen, daß an der Hofbibliothek die Namen der Entleiher erst seit dem Jahre 1891 registriert werden, die Zettel der Benutzer im Lesesaal erst seit Oktober 1900, und daß an der Universitätsbibliothek überhaupt keine Zettel aufbewahrt werden. An der Universitätsbibliothek in Berlin konnte ein Beamter, den ich beauftragt hatte, feststellen, daß E. kein Buch benutzt hat, was sich aus seiner erwähnten Gewohnheit sehr leicht erklären läßt.

Auch seine angeborene Neigung zum Theater pflegte der Dichter weiter, umsomehr als ihm die große Hauptstadt mit ihren berühmten Theatern und Schauspielern reichlich Gelegenheit dazu bot. Seine Begeisterung für die Bühnenwelt beweist auch das Gedicht, das er in jener Zeit der Schauspielerin Baudius gewidmet hat (Şar. CII).

Infolge solcher günstigen Bedingungen ist es nur natürlich, daß auch seine künstlerische Persönlichkeit hier zur Entfaltung kommt. Nach ein paar Jahren bescheidener Versuche nimmt das Talent E. auf einmal eine so ausdrucksvolle und lichtvolle Gestaltung, daß seine glänzende dichterische Begabung nicht mehr zu verkennen ist. Am 15. April 1870 erscheint in der damals wie heute hochangesehenen Bukarester Zeitschrift „Convorbiri literare" das Gedicht „Venere şi Madona" (Şar. XVI), das für E.s weitere literarische Bedeutung entscheidend ist. Die führenden Geister der Gesellschaft „Junimea", in erster Linie Maiorescu und I. Negruzzi erkennen sogleich den hervorragenden Wert des jungen Dichters; von diesem Augenblicke an nimmt das Verhältnis zwischen der „Junimea" und E. seinen Anfang, das für diesen sehr günstige Folgen, für die rumänische Literatur eine glückliche Wendung mit sich brachte.

Auf „Venere şi Madona" folgte in kurzer Zeit „Epigonii" (C. L. XVII), ein Gedicht, das damals wegen des ungewöhnlichen, pessimistischen Ideengehaltes viel Aufsehen in den rumänischen literarischen Kreisen erregte. Von Wien aus veröffentlichte E. in den C. L. noch die Gedichte „Mortua est" (Şar. XVIII), „Noaptea" (Şar. XIX), und „Inger de pază" (Şar. XX). Manche literarischen Pläne des Dichters aus dieser Zeit blieben unausgeführt (s. C. L. XXV 903ff.).

In Wien studierten damals wie heute noch viele rumänische Studenten aus verschiedenen Gegenden Rumäniens, Siebenbürgens, des Banats und der Bukowina, die sich gemäß den schönen Traditionen der akademischen Jugend für die Ideale ihres Volkes begeisterten und für die Erkämpfung derselben Wege und Mittel suchten. An der Spitze einer

solchen jugendlichen Bewegung stellte sich im Jahre 1870 E., sein vertrauter Freund Slavici und einige andere hervorragende Mitglieder des rumänischen akademischen Kreises in Wien. Der Zweck war die Veranstaltung eines nationalen Festes bei Putna (Bukowina), an dem Grabmale des berühmten Moldauischen Fürsten Stephan des Großen, und damit verbunden eines Kongresses der rumänischen Jugend, wo eine umfassende Organisation für ihre zukünftige nationale Tätigkeit inmitten ihrer Nation festgestellt werden sollte (Petr. 13, Cr. 8, Slav. Brief). Der Kongreß fand im Jahre 1871 am 15/16. August statt (C. L. XXXVI, 307). Während der Sitzungen gerieten E., Slavici und noch etliche in Widerspruch mit der Mehrheit; unter dem Einfluß dieses Zwischenfalls soll der Dichter seinen vertrauten Freunden die für ihn bezeichnende Frage gestellt haben: „Wie ist es nur möglich, daß so viele hundert Köpfe zusammen nicht einmal einem einzigen gesunden Kopfe gleich denken können?“ Die Masse der Mittelmäßigen hat ihn immer mißverstanden, und nie konnte sie mit allen ihren Köpfen das begreifen, was er allein mit seinem Kopfe verstand, nämlich die Ideale seiner öffentlichen Tätigkeit inmitten einer in hohem Maße verfaulten Gesellschaft (vgl. dazu C. L. XXXVI, 308ff.). Auch die Freundschaft mit Slavici, dem bekannten Novellisten, ist ein nennenswertes Moment aus den Wiener Jahren des Dichters.

Was die Lebensweise E.s anbelangt, so blieb sie auch in Wien dieselbe wie früher. Er lebte unregelmäßig, verwandte keine Sorgfalt auf sich und gebrauchte aufregende Genußmittel (M. E. 3), besonders Kaffee und Tabak, um derentwillen er gerne auf sein Essen verzichtete. Seine Kollegen vermied er, und am liebsten war er für sich allein oder im Kaffeehause, wo er die „Literarischen Blätter“ Rudolf Gotschalls regelmäßig las (M. E. 3), In Wien verweilte der Dichter bis zum Sommer 1871; dann verließ er die Hauptstadt, augenscheinlich um sich nach Czernowitz für die geplante Putnafeier zu begeben. Es wird wohl berichtet, daß schon damals eine schwere Krankheit ihn zwang, Wien gänzlich zu verlassen (Div. 126).

Doch hat er — wie Slavici behauptet — an allen Vorbereitungen, Festlichkeiten und Sitzungen bei Putna teilgenommen, so daß die Krankheit wohl erst im Herbst eingetreten ist und seine Wiener Studien unterbrach.

Es waren höchstwahrscheinlich die ersten Symptome der verhängnisvollen syphilitischen Krankheit, die ihm schließlich sein Leben für immer vergiftete (vgl. M. E. 3). Unrichtig ist die Behauptung Zosîns (153), daß hier von Wahnsinnssymptomen die Rede sei. Slavici (Brief), der damals mit dem Dichter in Wien sehr viel verkehrte, weiß nichts von solchen Symptomen; geistig war der Dichter noch vollständig gesund. Doch erweckte die Krankheit in ihm dunkle Gedanken und eine tiefe, nie wieder verschwindende Melancholie (M. E. 3). Durch eine längere Kur in Ipoteşti wurde die Krankheit zurückgedrängt und der Dichter begab sich von neuem ins Ausland, um seine Studien fortzusetzen, nachdem er eine zeitlang an der Centralbibliothek in Jassy als Direktor angestellt gewesen sein soll (Petr. 13).*) In dieser Zeit soll er die Dichterin Veronica Micle, seine viele Jahre hindurch begeistert besungene Geliebte, kennen gelernt haben.

Berliner Aufenthalt. Es kommen nun die Studienjahre des Dichters an der Berliner Universität in Betracht.**)

Von der Universitätsregistratur in Berlin habe ich diesbezüglich folgende offizielle Mitteilung bekommen können. Der Dichter war als ordentlicher Hörer immatrikuliert worden auf Grund eines Zeugnisses von dem Gymnasium in Botoşani. Vom 18. XII. 1872 bis zum 26. VII. 1873 finden wir seine Universitätsstudien in Ordnung; für die Zeit vom 6. XII. 1873

*) Die Nachforschungen Herrn Kirileanus wissen davon nichts und berichten von der Tätigkeit E.s als Direktor an der Bibliothek erst aus den späteren Jahren 1874/75.

**) Manche biographische Notizen (Div. 126, B. p. t. VI) sprechen auch von einem Jenaer Studienaufenthalt, der aber als sehr fraglich erscheint; ausgeschlossen ist es zwar nicht, daß der Dichter auch in Jena verweilt hat, aber an der Universität hat er dort nicht studiert, wie ich auf Grund amtlicher Informationen festgestellt habe. (Brief von der akad. Quästur der Jenaer Univ. — 9/1. 1902.)

bis 22. I. 1875 aber wurde er aus der Zahl der Studierenden gestrichen, „wegen Nichtannehmen von Vorlesungen". Der Dichter verließ nämlich Berlin schon im Jahre 1873 (B. p. t. VI) und kehrte in sein Vaterland zurück.

In Berlin hörte er folgende Vorlesungen: W. S. 1872/73: Logik und die Grundlagen der Philosophie (Dr. Dühring), Geschichtsauffassung berühmter Historiker (Dr. Dühring), Allgemeine Geschichte der Philosophie (Prof. Zeller), Ägyptische Geschichte (Prof. Lepsius), Ägyptische Denkmäler (Prof. Lepsius). Die hinterlassenen Papiere E.s enthalten auch sein „Anmeldungsbuch" der Universität Berlin und in diesem werden zwei Vorlesungen noch genannt, von denen meine Informationen nichts erwähnen. Dies sind: „Die logischen Prinzipien der Erfahrungswissenschaften" (Prof. Helmholtz) und „Ergebnisse der neueren Naturwissenschaften" (Du Bois-Reymond); wahrscheinlich hat E. diese letztgenannten Vorlesungen bloß in sein Buch eingeschrieben, nicht aber auf der Quästur bezahlt. S. S. 1873: Neuere Geschichte (Prof. Droysen); Sitten und Gebräuche der Ägypter (Prof. Lepsius), Entwickelung und Kritik der Hegelschen Philosophie*) (Prof. Althaus), über philosophischen und politischen Optimismus und Pessimismus (Dr. Dühring).

Von Wichtigkeit für uns sind auch die Vorlesungen der nächsten zwei Semester, während welcher der Dichter inskribiert war, die er aber wegen seiner Abreise aus Berlin aufgeben mußte. Ich gebe auch hier das Verzeichnis dieser Vorlesungen, da sie für das wissenschaftliche Interesse des Dichters, und besonders für die Art und Richtung seiner Studien, sehr charakteristisch sind:

W. S. 1873/74: Geschichte der griechischen Philosophie (Prof. Dr. Bonitz), Institutionen des römischen Rechtes (Prof. Dernburg), Ägyptische Geschichte (Prof. Lepsius).

*) Die Manuskripte E.s (rum. Akademie) enthalten mehrere Kollegienhefte des Dichters, von denen eins über „Die Prinzipien der Hegelschen Philosophie" (Trib. Pop. Nr. 22, 1902), das angeblich aus der Zeit seiner Wiener Studien stammt.

S. S. 1874: Römische Geschichte (Prof. Nitzsch), Nationalökonomie (Prof. Dühring), Phys. Geographie (Poggendorf), Nervenphysiologie (Prof. Munk).

Also auch in Berlin, wie in Wien interessiert sich der Dichter in erster Linie für die Philosophie, die er sehr eifrig weiter treibt, dann für Geschichte, und zwar am meisten für die ägyptische und römische, für Rechtswissenschaft und Nationalökonomie und schließlich für Physiologie, die ihn auch in Wien angezogen hatte. Seine spätere Tätigkeit, seine kulturgeschichtlichen, wissenschaftlichen und politischen Abhandlungen zeigen, wie gründlich er diese verschiedenen Zweige der Wissenschaft durchdrungen und wie viele Kenntnisse er sich aus ihnen angeeignet hat. Und daß auch seine Universitätsstudien ihm Stoff und Anlaß zum dichterischen Schaffen gegeben haben, das beweist das Gedicht „Egipetul" (Şar. XXII), welches uns das altägyptische Leben in phantastisch-romantischer Weise veranschaulicht; die Veröffentlichungszeit dieses Gedichtes (erschienen in C. L. VI, 261) fällt in das Wintersemester 1872/73, in welchem E. zwei Vorlesungen über die Ägypter besuchte.

In der Hauptstadt Deutschlands scheinen den Dichter auch die gewaltigen politischen und sozialen Bewegungen der Gegenwart sehr interessiert zu haben. In dem Gedichte „Impărat şi proletar" (Şar. XXV), welches 1874 (also kurz nach E.s Abreise aus Berlin) veröffentlicht wurde, begegnen uns in dem ersten Teil eine Reihe sozialistischer Ideen, die sehr wahrscheinlich in gewisser Beziehung zu jenen Bewegungen stehen, oder wenigstens als Anklänge an jene Zeit betrachtet werden können.

Nach der Rückkehr in seine Heimat ließ sich E. in Jassy nieder, wohin ihn einerseits die Gesellschaft „Junimea", anderseits seine vergötterte Geliebte, die Dichterin V. Micle, zogen. Da beide Faktoren in dem Leben des Dichters eine sehr wichtige Rolle spielen, muß ich jedem ein besonderes Kapitel widmen. Erst dann wird es möglich sein, E.s Tätigkeit weiter zu verfolgen.

IV. Eminescu und die „Junimea".*)

In der literarischen Gesellschaft Junimea begegneten sich neben den deutsch-gebildeten Maiorescu, Negruzzi, Carp, andere wie der große Dichter Alexandri, der Philosoph Conta (siehe das Werk Răd.), der Dichter Naum, ein eifriger Übersetzer französischer und italienischer Schriftsteller, die alle drei eine fast ausschließlich französische Bildung genossen hatten; neben diesen Männern, die sich auf der Höhe der abendländischen Kultur befanden, sehen wir die einfache, echt rumänische Gestalt Creangas, in dem sich der Volksgeist gleichsam verkörpert zeigte, der wohl nicht eben allzuviel von den hohen akademischen Diskussionen seiner Kollegen verstanden haben mag, dafür aber selber durch das Volkstümliche in seiner unverfälschten Ursprünglichkeit Gegenstand des Interesses war.

So fanden sich in dieser Gesellschaft eine Menge verschiedener Persönlichkeiten zusammen, deren ausgeprägte, lautere Charaktere ein anziehendes Ganze bildeten. Dieser glückliche Umstand einerseits, andererseits aber die Ideen und Bestrebungen der Gesellschaft erweckten auch die Sympathie E.s gegenüber der sogenannten „neuen Richtung" und später seinen Anschluß an sie.

Das Verhältnis des Dichters zu den „Junimisten" läßt sich schon bis auf die Wiener Jahre zurückführen. Gleich nach dem Erscheinen des Gedichtes „Venere şi Madona" in C. L. (15. April 1870) knüpft sich ein Briefwechsel zwischen E. und dem Leiter der Zeitschrift Negruzzi an (Petr. 12). Sowohl dieser wie Maiorescu erkannten von Anfang an das vielversprechende Talent des jungen Dichters und ihnen gebührt das Verdienst, ihn seitdem immer im Auge behalten, ihm mit guten Ratschlägen beigestanden und seinem Schaffen

---

*) Vgl. Rud. 136ff., Adam 209ff., Omagiu 1900 (Bes. „Amintiri" von I. Negruzzi), die Zeitschrift „Săptămîna" 1902 (G. Panus Erinnerungen), Rădulescu, Conta 21ff. Letztgenanntes Buch enthält eingehende Angaben über die Gesellschaft Junimea.

den angemessenen Spielraum in der „neuen Richtung“ zugewiesen zu haben.

Ich verzeichne hier eine charakteristische Episode aus dieser Zeit, welche, obwohl ohne irgend welche sonstige Bedeutung, doch eine wichtige Seite des Verhältnisses E.s zur „Junimea“ zu beleuchten geeignet ist. Damals geschah es nämlich, daß Negruzzi dem Dichter Schopenhauers Werke als Geschenk für die den C. L. überlassenen Gedichte zuschickte; dieses Geschenk bereitete dem Dichter große Freude (M. E. 3). Denn schon damals war Schopenhauer ihm sowohl wie auch den Junimisten der Lieblingsphilosoph.

Inzwischen wuchs das Interesse der „Junimea“ für den jungen Dichter immer mehr. Auf einer Durchreise durch Wien (1870) besuchte ihn Negruzzi (Petr. 13); lange Besprechungen haben damals zwischen ihnen und Slavici stattgefunden (C. L. XXXIII, 4, Omagiu, 8—9).

Im Jahre 1871 ist der Briefwechsel E.s mit I. Negruzzi regelmäßig und lebhaft (C. L. XXV. S. 903, Anm.), verschiedene literarische und sonstige Fragen werden erörtert. Wie richtig er diese zu schätzen wußte, beweist uns der Umstand, daß der reife Schriftsteller sich nicht scheute, den Jüngling, der damals erst 21 Jahre zählte, um seine Meinung betreffs einiger dichterischer Erzeugnisse zu fragen. Und der Jüngling sprach seine Ansichten immer offen und bestimmt aus (C. L. XXV, 903ff.; XXXIII, 2).

Nach der Wiedergenesung von der Krankheit, die ihn Wien zu verlassen gezwungen hatte, nahm der Dichter eine Einladung der Gesellschaft „Junimea“ an und kam nach Jassy, wo damals ein sehr reges intellektuelles Leben herrschte und auch der Sitz jener Gesellschaft war (C. L. XXIII, 289ff.). Kurze Zeit später begab er sich wieder ins Ausland, um seine Studien in Berlin zu vollenden, nachdem ihm die „Junimisten“, vornehmlich Maiorescu, dazu einen Teil der nötigen Mittel verschafft hatten.

Wir wissen schon, daß er 1873 nach Jassy zurückreiste, wo er sich jetzt definitiv niederließ und Mitglied der „Junimea“

wurde. Die Jahre 1873—1876 — schreibt Negruzzi (C. L. XXIII, 289ff.) — waren die schönsten hinsichtlich der Beziehungen des jungen Dichters zu der literarischen Gesellschaft.

Es gab keine Versammlung der „Junimea", in welcher E. nicht Verse von sich vorlas, die die Zuhörer entzückten und sogleich verschiedenerlei Erörterungen veranlaßten. Manche seiner kleinen Gedichte wurden gleich in Musik gesetzt und die Mitglieder der „Junimea" sangen sie sogleich (Omagiu, S. 8f.). — Nachdem Maiorescu nach Bukarest übergesiedelt war, wurde der Dichter der anerkannte Vorleser der „Junimea"; seine sympathische, wohlklingende, melodische Stimme zu hören, war für die Mitglieder der Gesellschaft ein besonderes Vergnügen (C. L. XXIII, 289ff.).

Die Beziehungen E.s zur „Junimea" dauerten auch nach seiner Niederlassung in Bukarest (1877) fort. Hier bildete sich nämlich, unter der Leitung Maiorescus eine Ortsgruppe der „Junimisten" und der Dichter las dieser seine Gedichte vor (C. L. XXXIII, 9, Brief 4); außerdem veröffentlichte er seine Dichtungen regelmäßig in der junimistischen Zeitschrift C. L. (C. L. XXIII, 289—294).

Unter den Mitgliedern der „Junimea" haben sich besonders Maiorescu und Negruzzi viele Verdienste um E. erworben und mit ihm in freundschaftlichem Verkehr gestanden; nicht nur literarisch, durch Anregungen und verständige Kritik, sondern auch in materieller Hinsicht zeigten sie ununterbrochen ein reges Interesse für den Dichter, am meisten Maiorescu, der in Jassy und Bukarest ein eifriger Gönner des Dichters war. Als Unterrichtsminister ernannte er ihn zum Direktor der Centralbibliothek in Jassy und dann zum Schulinspektor (Div. 126). Auch später hat er ihn in Bukarest sehr unterstützt, indem er ihn eine Zeitlang in sein Haus aufnahm, um ihm ein regelmäßigeres und sorgenloseres Leben zu sichern, und um ihn aus den Gefahren einer gesundheitswidrigen Lebensweise zu retten (C. L. XXXVI, 311ff.).

Noch ein Punkt im Verhältnis E.s zur „Junimea" verdient die Aufmerksamkeit des Biographen: es ist das seine

innige Freundschaft mit dem begabtesten rumänischen Volksschriftsteller, Ioan Creangă. Die beiden haben sich ungefähr im Jahre 1874 kennen gelernt und gleich von Anfang an schlossen sie eine innige Freundschaft mit einander. „Beide arm, verachteten sie das lärmende Getriebe der Welt; unversöhnliche Feinde der leeren gesellschaftlichen Formen, trafen sie sich oft in den einsamen, entlegenen Gärten von Tătărași und Galata. Dort brachten die beiden ganze Nächte zu, „das Volk beobachtend und den Liedern der Spielleute lauschend" (Creangă, Op. comp. S. 23). In dem Kreise der „Junimea" war Creangă der einzige, intime Freund E.s. Nur ihm fühlte sich der Dichter seelisch verwandt und nur ihm zeigte er sich so, wie er in seinem Innenleben war. „Sobald er Creangă kennen lernte, zog er sich gänzlich von uns zurück, indem er sich Creangăs Gesellschaft allein hingab" — sagt G. Panu, ein Mitglied der „Junimea" (Săptămîna II, Nr. 21). „Sie führten das Leben, das ihnen gefiel, das einfache, primitive Leben, d. h. die unverfälschte Lebensweise des rumänischen Bauern, der beider Ideal war." (Über die Freundschaft Creangăs und E.s siehe noch C. L. XXXIII, 1074, 1078, 1080). E.s Beziehungen zur Junimea sind von manchen rumänischen Schriftstellern und Kritikern vielfach verkannt und falsch gedeutet worden. Die Junimisten, in erster Linie Maiorescu, mußten Jahre hindurch schwere Beschuldigungen hören, daß sie nämlich die Schuld an dem Pessimismus des Dichters trügen, daß ihr Milieu ihm verhängnisvoll gewesen sei, daß sie ihn an sich gelockt und nach ihren eigenen Anschauungen umgeformt hätten, und dergl. mehr (vgl. z. B. C. L. XXXVI S. 308ff., wo diese Frage ausführlich erörtert und wiederlegt wird). Aber alle diese Behauptungen, die an sich einen starken polemischen Zug haben (sie sind auch aus erbitterten literarischen Streitigkeiten entstanden) können nur einer schiefen Stellung zu der Frage entspringen, stichhaltig sind sie nicht.

Die Beziehungen zwischen E. und der Junimea erscheinen als ein sehr natürliches Ergebnis. Der Dichter, der eine neue Epoche in der rumänischen Literatur zu bezeichnen bestimmt

war, mußte sich der „neuen Richtung“ ebenso verwandt fühlen, wie diese dem eine neue Zeit ankündigenden Talent. Im großen und ganzen hatten E. und die Gesellschaft Junimea viele verwandte Züge, sowohl was ihre Ziele, wie auch manche Mittel und Wege dazu betrifft. Beide erstrebten eine Entwickelung der rumänischen Sprache aus sich heraus, auf Grund der Volkssprache, und waren den latinisierenden, italienisierenden, französierenden Richtungen feindlich gesinnt. Durch sein epochemachendes Schaffen in der Sprache, bildete später der Dichter so zu sagen die Verwirklichung der Ideen Maiorescus, hinsichtlich einer echt rumänischen, rationellen, literarischen Sprache. E. sowohl, wie die Junimea wollten der rumänischen Literatur einen tieferen Inhalt und einen weiteren Überblick über die europäische Ideen- und Gefühlswelt geben.

Einen vielleicht noch wichtigeren Berührungspunkt findet man in den Mitteln, die beiden zur Verfügung standen. Es ist das die deutsche Bildung, die deutsche Philosophie und Literatur, die sowohl E. wie auch die führenden Geister der Junimea genossen haben. Insbesondere aber brachte die Schopenhauersche Philosophie beide zusammen, deren Ideen in der Junimea viel besprochen wurden und in E.s Werken nicht selten hervortreten.

Die schönen Formen, die in dem Kreise der Junimisten herrschten, und die Freiheit, die der Gesellschaft innewohnte, haben sicher nicht wenig dazu beigetragen, E. der Junimea nahe zu bringen. Es wäre noch der Umstand zu erwähnen, daß die Junimea in dem damaligen literarischen Leben Rumäniens die einzige Gesellschaft war, die eine Fülle von bedeutenden Talenten und Persönlichkeiten zählte und deshalb für eine so hervorragende Gestalt wie die unseres Dichters am besten geeignet war.

In der Tat sind auch die Verdienste der Junimea um E. sehr groß. In einer Zeit, wo ihn die meisten als einen mittelmäßigen Anfänger betrachteten und ihm kein Talent zuerkennen wollten, waren die Mitglieder der Junimea die einzigen, die das hervorragende Talent E.s zu schätzen und ihn mutig in

der literarischen Welt zu verteidigen imstande waren (siehe C. L. XXIII, 289f. Adam. 211). Maiorescu war der erste, der die epochemachende Rolle des Dichters voraussah und schon 1879 eine gerechte Beurteilung desselben veröffentlicht hat.

Aber wenn auch das Verhältnis E.s zur Junimea innig gewesen ist, so bedeutet das keineswegs eine Abhängigkeit des Dichters von dieser Gesellschaft, wie manche rumänische Kritiker behauptet haben. (Hasdeu, C. L. XXXVI, 310f. u. a.) Dazu war die Persönlichkeit des Dichters viel zu selbständig, seine Ziele und Bestrebungen aber viel zu sehr aus ihm selbst hervorgegangen. Schon in der Zeit, wo die Beziehungen E.s zur Junimea ihren Anfang nahmen (1870), hatte der Dichter seine eigenen Ansichten über diese Gesellschaft und war selbständig genug, um auch ihre Fehler zu erkennen (siehe Div. S. 76 „O scriere critică"). Wie unabhängig er auch später geblieben ist, das zeigen besonders die nationalen Grundzüge seiner Tätigkeit. Die hohe Achtung für die Vergangenheit der Rumänen, die Liebe zum Bauernstand und die Abneigung gegen alles, was fremde Nachahmung war, Züge die für die Junimisten bei weitem nicht so bezeichnend sind.

V. Eminescu und Veronica Micle.

Über die Geschichte des Verhältnisses E.s zu Veronica Micle stehen uns bis jetzt nur mangelhafte Angaben zur Verfügung. Gewissenhafte Einzelforschungen sind auch in dieser Richtung noch nicht vorhanden. Nur die Gedichte, sowohl die E.s, wie auch die Micles bieten uns infolge ihrer echt lyrischen Natur und wahren Empfindung einigermaßen Material, um uns ein Bild dieser Dichterliebe machen zu können.*)

E. soll die Dichterin während seines ersten Aufenthaltes in Jassy kennen gelernt haben (Petr. 14). Cristea (10) be-

*) Siehe N. Iorga, Schiţe ... Iaşi, Şar. Bd. II, 85ff.; Rud. 160, 162; Petr. 14ff.; Cr. 10ff.

richtet dagegen, der Dichter habe sie schon in Wien gesehen und ihre Bekanntschaft schon damals gemacht; nur ist diese Nachricht nicht ohne weiteres als richtig anzunehmen, da der Verfasser keinen Beweis dafür gibt und auch keine Quelle nennt. Obwohl noch sehr jung (sie zählte kaum 17—18 Jahre), war Veronica Micle schon verheiratet. Es war eine seltsame Ehe. Ihr Mann, der Universitätsprofessor Stephan Micle, war 34 Jahre älter als sie, ein Umstand, der ihre Liebe zu E. begreiflich macht, umsomehr, als sie eine echt romantische Dichterseele war. Ihr Äußeres schildert Petraşcu (14) folgendermaßen: „Ihr Gesicht war rund und schön, ihre Stirne weiß, glatt und klug, ihr Haar blond — das Ideal des Dichters [siehe dazu „Sermanul Dionis", Nov. 37, erster Absatz] — ihre Augen von einem hellen Blau, die Nase fein, der Mund klein, feucht und üppig." Sie war also eine bezaubernde Frauengestalt, deren Schönheit das Herz eines Romantikers wie E. schwer widerstehen konnte. Die Dichterin soll für ihn schon in einer Zeit geschwärmt haben, wo sie ihn nicht einmal gesehen hatte (Petr. 14); sie selbst bekennt das in den Versen:

„M'am gîndit cu drag la tine pînă nu te-am cunoscut.
Te ştiam numaĭ din nume, de nu te-aş mai fi ştiut!
Şi-am dorit să pot odată să te văd pe tine eu.
Să-ţĭ închin a mea viaţă, să te fac idolul meu."
(V. M. „M'am gîndit" 78.)

Ebenso bekennt sie in dem Gedichte „La portretul unui poet" (V. M. 66), daß sie ihn schon liebte, obwohl sie nur sein Bildnis*) gesehen hatte und nur soviel wußte, „daß er ein Dichter sei".

Nachdem beide miteinander bekannt geworden, besuchte E. sehr oft das Haus Micles; dort las er abends, in der Stille eines kleinen Kreises — er, Veronica und ihr Mann — seine süßen Gedichte vor; ein anderes Mal wandelten beide im

*) Henriette E. (Scr. LVII) erzählt, daß der Dichter als 19jähriger Jüngling Micle zu Liebe sich photographieren ließ.

Garten umher, träumten beglückt im Zauber der schönen Natur, die sie beide so sehr liebten (Petr. 14f.). Ihre Liebe erwachte schnell und war leidenschaftlich; sie versprachen sich gegenseitig, sich nach dem Tode Micles zu heiraten. Ja der Dichter war so schwärmerisch, daß er sich entschloß, zu der römischen Kirche überzutreten, nur um nicht mehr von seiner Geliebten getrennt werden zu können (Petr. 15). Die Freunde des Dichters, denen diese Liebe nicht eben sympathisch war, wollten ihn von Veronica Micle trennen und schickten ihn nach Berlin, wo er seine philosophischen Studien weiter treiben sollte. Aber die Dichterin sehnte sich betrübt nach ihm:

„Cobea de buhnă ţipă pe grindă,
Eu mă cutremur c'a fi semn răŭ ...
Pe cînd iubitu-mĭ lumea colindă
Sufletu-mĭ moare de dorul săŭ."
(V. M. 54f. „Prevestirĭ".)

Aus diesem Grunde geschah es höchstwahrscheinlich, daß E. schon nach einem Jahre Berlin verließ und nach Jassy zurückkehrte, obwohl er sich noch zwei weitere Semester an der Universität eingeschrieben hatte. Für ihn war damals „das Herz der einzige Wegweiser" — wie Petr. (17) treffend bemerkt.

Von Ende 1873 bis im Herbst 1877 blieb der Dichter in Jassy, und dieser Zeitabschnitt brachte ihm in reichem Maße die glücklichen Augenblicke der Liebe. Dichter und Dichterin trafen sich sehr oft, und übereinstimmend waren sie nicht nur in ihren glühenden Gefühlen, sondern auch in der Grundstimmung ihres damaligen künstlerischen Schaffens. In dieser Zeit schrieb E. einige seiner schönsten Gedichte*), auf denen der Zauber eines schwärmerischen Romantismus ruhte, den später ein düsterer Stimmungspessimismus ver-

*) Inger şi Demon (XXIII); Floare albastră (XXIV); Făt frumos din teĭu (XXVI); Crăiasa din poveştĭ (XXVIII); Lacul (XXIX); Dorinţa (XXX); Călin (XXXI), Povestea codruluĭ (XXXIII); Singurătatea (XXXV), Pajul Cupidon (XXXVII), O rămîĭ (XXXVIII) Ed. Şar.

dunkelte — gleichsam als ein malum omen für die Zukunft dieser Dichterliebe und für den Dichter selbst.

Eine stille, diskrete, romantische Natur — Mond, Wald, Bäche, Linden — beseelt die Gedichte beider. Wenn der Dichter die „blaue Blume“ (Şar. XXIV) besingt, so antwortet ihm die Dichterin mit dem Gedichte an den „blauen Vogel“ (V. M. 49) und bei beiden finden wir oft genug dieselbe Naturstimmung (vgl. Şar. XXIV und V. M. 49, oder Şar. XXX und V. M. 68).

Wenn der Dichter in der Einsamkeit seines armseligen Zimmers von Melancholie befallen wird, so ist ihr Erscheinen genug, um sein Leben wieder zu erheitern:

„Sie ist's! Und mit einem Male
Scheint mein leeres Haus gefüllt,
In des Lebens dunklem Rahmen
Leuchtet auf ein helles Bild.“
(R. Dicht. 142.)

Die Dichterin ihrerseits bewundert und liebt ihn wie einen Abendstern, und wenn er verschwindet, so bleibt ihr sein Bild im Sinn wie ein „liebes Traumgesicht, zu dem sie betet“. (V. M. „Să pot întinde mîna“ ... S. 72.) 1877 verläßt der Dichter Jassy, um sich als Leiter der Zeitung Timpul nach Bukarest zu begeben. Gleich nach seiner Abreise scheint die Liebe beider zu erkalten; es treten die unausbleiblichen Enttäuschungen beiderseits dazwischen. 1879 veröffentlicht der Dichter die schon erwähnten Gedichte von pessimistischer Stimmung, aber doch kann er seine zaubervolle Geliebte nicht vergessen. Wenn er sich einmal von ihr entsagend und traurig verabschiedet (Şar. XLVIII), so sehnt er sich gleich wieder nach ihr:

Komm wieder! Lehre du mich süße Laute,
Laß deinen Blick mir warmes Leben spenden,
Laß unter ihm mein Dasein sich vollenden,
Entlocke neue Lieder meiner Laute!
(R. Dicht. 153.)

1879 starb Professor Stephan Micle; die Dichterin zog 1883 nach Bukarest, um ihre beiden Töchter besser ausbilden zu können (Rud. 162) und angeblich auch um E. an sein Heiratsversprechen zu erinnern (Petr. 22); es war aber umsonst.

E. hatte eine Neigung für Frau P. gefaßt und bald darauf auch für Frau K.*) (Petr. 23).

Veronica Micle ihrerseits war nicht weniger unbeständig; auch ihr Herz öffnete sich leicht anderen (Rud. 162). In dem Gedichte „Drag mi-aĭ fost“ (V. M. 26f.) gesteht sie fast naiv, daß, wenn auch der Dichter ihr „Abendstern“ gewesen, sie doch jetzt „die Sonne“ gefunden und dieser zu Liebe jenen vergessen habe, denn:

„Am văzut c'această lume
Făr' de tine nu-ĭ pustie.“

Aber trotz dieser gegenseitigen Treulosigkeit konnte die Flamme der einst so leidenschaftlichen Dichterliebe nicht gänzlich verlöschen. Im Jahre 1888 entzündet sie sich auf einmal so mächtig, daß der Dichter selbst seine großmütige Schwester Henriette, die ihm während seiner schweren Krankheit wie ein Schutzengel beistand, verließ und um Veronicas willen nach Bukarest reiste (Scr. LII, S. 93), wo beide noch einmal die einst so glückliche Liebe wieder kosteten. Die arme Schwester, die darüber bestürzt war, indem sie für die erst wiederhergestellte Gesundheit ihres Bruders fürchtete, schreibt von ihm: „... er liebt diese Frau so sehr, daß allein der Tod sie trennen könnte, im Leben aber niemand imstande ist, ihn von ihr zu trennen.“ (Scr. LIII, S. 95)**).

---

*) Sehr wahrscheinlich die Dichterin Mathilda Kugler-Poni (von deutschen Eltern aus der Bukowina), die sich damals gerade mitten in ihrer literarischen Tätigkeit befand, mit E. bekannt wurde und ihm sehr sympathisch war, wie Slavici (briefl.) mitteilt. Über diese Dichterin s. Rud. 163.

**) Auch in den Briefen LVII, LVIII, LIX, LXII, LXVI spricht Henriette über das wiederaufgenommene Verhältnis ihres Bruders und besonders über Veronica Micle, über die sie überhaupt sehr un-

Dieselbe leidenschaftliche Liebe scheint damals auch die Dichterin wieder beseelt zu haben. — Im Jahre 1889, am 3. August gr. Kal., einen Monat nach dem Tode des Dichters, starb sie von Schmerz und Verzweiflung gebeugt im Kloster Văratic (Moldau). So fand diese vielbewegte Dichterliebe ein höchst trauriges Ende. Ein schwärmerisch-romantischer Anfang, ein stürmisch-romantischer Verlauf, ein tragisch-romantisches Ende — das war die ebenso interessante, wie unglückliche Liebe zweier Dichterseelen, denen die rumänische Literatur so viele entzückende Lieder zu verdanken hat.

Eine literar-historische Bedeutung muß der Liebe E.s und Micles ohne weiteres zuerkannt werden; denn Micle ist eine der hervorragendsten unter denen, die als Schüler des Meisters genannt werden*). Ich gebe hier eine kurze Zusammenstellung einiger Gedichte beider, die, obwohl an Gefühlen und Ideengehalt überraschend verwandt, trotzdem das Kennzeichen ihres Verfassers stark an sich tragen:

Eminescu (Ed. Şar.)	Micle
Mortua est XVIII	Şi pulbere, ţărînă ...
S'a dus amorul LXXIII	Şi cum s'a stins
Adio LXXV	" "
Dorinţa (XXX)	Aubade ... (68)
Noaptea (XIX)	Cînd noaptea e adîncă (70)
Şi dacă ramurĭ (LXX)	Şi dacă-un dor (gleiche Form und Rhythmus).

günstig urteilt. Allerdings darf nicht vergessen werden, daß alle diese Briefe im Affekt und aus sehr trauriger Veranlassung geschrieben worden sind, daher auch ihre starke Subjektivität.

*) Darüber urteilt Iorga in seinem Aufsatz sehr treffend: „unter allen von E. beeinflußten Dichtern ist Veronica Micle diejenige, die sich am meisten von gesuchter Dunkelheit und Manieriertheit ferngehalten und ihre oft originellen Gedanken in eine einfache Form gekleidet hat; und ihr Band Gedichte, der kaum 100 Seiten zählt, findet seinen Platz neben dem Besten, was unter dem Einflusse des Meisters geschrieben worden ist."

VI. Eminescus Tätigkeit als Bibliothekar in Jassy.

Im August 1874 wurde E. von dem damaligen Kultus- und Unterrichtsminister Maiorescu, seinem Gönner und Freunde, zum Direktor der Centralbibliothek in Jassy ernannt.*) Diese Stellung war dem Dichter höchst willkommen; sein unersättlicher Wissensdrang fand in der Bibliothek reiche Nahrung. Besonders zogen ihn die alte Literatur und Geschichte seines Volkes an, ein Umstand, der für seine literarische Tätigkeit wertvoll wurde.

Er trat sein Amt am 1. September 1874 an, (G. T. LXV Nr. 85) und bewies bald, wie ernst er seine Pflicht auffaßte, wie uns das erhaltene Konzept des Berichtes Nr. 31 vom 21. Juni 1875 zeigt, worin er dem Minister „das systematische Sammeln der alten rumänischen Literatur, sowohl der weltlichen wie der kirchlichen vorschlägt."

Am 15. Okt. jenes Jahres schickt E. dem Kultusminister ein Verzeichnis von alten Büchern und Manuskripten, die für die Bibliothek gekauft werden sollten. (Bericht Nr. 87 nach Kirileanu.) Das Ministerium genehmigt die Vorschläge samt den festgestellten Preisen, aber E. ist so eifrig, daß er die Summe von 585 Lei verringert und dem Verkäufer nur 400 Lei zahlt (Bericht an das Ministerium Nr. 1 vom 17. Januar 1875), den Rest aber für neue Bücherankäufe bestimmt (Bericht Nr. 14 vom 6. März 1875). In diesem letzten Bericht finden wir auch eine allgemeine Betrachtung über die Bedeutung der rumänischen Literatur im 16., 17. und 18. Jahrhundert, der folgendermaßen lautet:

„Die rumänische Literatur des 16., 17. und 18. Jahrhunderts ist vertreten durch 269 gedruckte Werke, zum größten Teil geistlichen Inhaltes. Das erste Viertel unseres

*) In C. L. XXIII, 4 und in Div. 126 ist falsch berichtet, daß er zuerst zum Revisor (d. h. Schulinspektor) und dann erst zum Direktor der Bibliothek ernannt worden sei; s. Frâncu (G. T. LXV, Nr. 85).

Jahrhunderts trägt ebenfalls den Charakter des 18. Die geistlichen Bücher, als ein allgemeines Bedürfnis des Volkes, wiegen vor, weltliche Bücher werden nicht gedruckt, sondern nur handschriftlich verbreitet. Sogar die Condica civilă der Moldau (aus diesem Jahrh.) ist nur aus Furcht vor Fälschungen gedruckt worden, wie aus der Vorrede hervorgeht.

Also kann im allgemeinen der Grundsatz aufgestellt werden, daß in der Regel nur die geistlichen Bücher gedruckt wurden, während die Laienlektüre in den vergangenen Jahrhunderten und anfangs des jetzigen — zum größten Teil — in Handschriften enthalten war. Es wäre daher wünschenswert, daß, soweit es die beschränkten Mittel gestatten, die der Bibliothek gewährt worden sind, diese Literatur Jahr für Jahr gesammelt werde, aber beständig und systematisch.

Bezüglich der geistlichen Bücher bemerke ich noch, daß das Datum der Drucklegung fast niemals das ihrer Entstehung ist und daß, wenn noch eine zweite Auflage vorhanden ist, diese weiter nichts als der Nachdruck der ersten ist, wie alt diese auch immer sein mag. Eine besondere Kategorie von Handschriften bilden diejenigen, welche auch gedruckt vorhanden sind, deren Entstehung aber viel früher ist als ihre Drucklegung. Diese sind zahlreich in der rumänischen Literatur. Die Bedeutung dieser Werke kann nicht theoretisch und von vornherein festgestellt werden; sie zeigt sich erst im Verlaufe der Zeit und schwankt je nach den Gesichtspunkten, die bei ihrer Betrachtung vorwalten. Unleugbar aber ist ihr stilistischer und lexikalischer Wert: Der stilistische, weil sie nicht unter dem Einflusse der modernen Sprachen, wenigstens nicht unter dem der französischen, geschrieben sind, und weil darin Redewendungen vorkommen, die aus der heutigen Sprache zu schwinden beginnen und durch schablonenhafte Phrasen ersetzt werden; der lexikalische infolge der zahlreichen ursprünglichen Wörter, welche die auf eigene Mittel angewiesenen geistlichen und weltlichen Schriftsteller bei ihren Versuchen verwenden." (G. T. LXV, Nr. 85 und Kirilean).

In demselben Bericht teilt der Dichter dem Minister die

Titel einer größeren Anzahl von Büchern und Manuskripten mit, damit sie für die Bibliothek angeschafft würden, nämlich:

Gedruckte Bücher: Apostol (1743, Buzeu); Atîrnare în loc de scrisoare asupra tarafuluĭ okeliștilor pentru firea a toată lumea (1773, Buzeu); s'au talmăcit și s'au adunat de înțeleptul dascăl Petru Stamatiadi, — ein Werk von dem der Dichter erklärt, es sei gegen das Werk des Pythagoräers Ocellus Lucanus „Ueber die Natur des Universums" gerichtet; Sinopsis adică cuprinderea în scurt aceĭ vechĭ și aceĭ nouă scripturĭ (1783, Rîmnic); Macarie Sntul., Omilie adecă cuvinte (1785 Bucureștĭ); Amfilochie Învățătura geograficească (1795, Iașĭ); Pilde filosoficeștĭ (1785, Bucureștĭ); Ioan Damaschin, Descoperire cu amăruntul a pravoslavniceĭ credințe (1806, Iașĭ); Kekrografion adică patru cărțĭ (1814, Neamțu); Eugenie Bulgariul Archepp., Indeletnicire iubitoare de Dzeŭ (1815 bis 19, Iașĭ); Efrem Syrul, Cuvintele și învățăturile luĭ (1818, Neamțu); Florian, Istoria luĭ Numa Pompiliu tradusă de Beldiman (1820, Iașĭ); Vasilie cel Mare și Grigorie, Cuvinte puține din cele multe ale lor (1826, Bucureștĭ); Nicodim monachul, Carte sfătuitoare pentru păzirea celor cincĭ simțirĭ (1826, Iașĭ); A condiciĭ criminalicești cartea I^{a} și a II^{a} (Joan Sandul Sturza V. V.) (1826, Iașĭ); Ilie Miniat, Didachii sau cuvinte de învățătură (Iașĭ 1837); Chronograf sau numărare de anĭ (1837, Neamțu); Kyriakodromion adică cuvinte morale pentru fiecare Duminică a anuluĭ (1839, Buzeu); Pann Anton, Fabule și istorioare (1847, Bucureștĭ), — der Dichter bemerkt dazu, daß die Schriften Panns selten geworden sind.

Manuskripta: Cărticică carele una cîte una numărînd în scurt nouele isvodirĭ ale Latinilor le vădește cu mustrare (1795); Proorocia fericituluĭ Agathanghel (1817); Minunile maĭceĭ Domnuluĭ (XVIII. Jahrh.); Un roman în formă de autobiografie, ohne Titel, (1791); Astrologie (wichtig für die meteorologischen Ausdrücke, bemerkt E.) und Intrebărĭ și respunsurĭ între jidanĭ și creștinĭ asupra legiĭ creștinești, Putna, scris de nepotul Egumenuluĭ Pachomie, fără an, — eine fremde Hand hat griechisch 1799 auf den Band als Datum

angegeben, bemerkt E.; Priveliște politicească, în care se cuprinde scumpă sfătuire, ce se cade a face un Domn și de ce a se feri (Anfang XIX. Jahrh.); O comedie în versuri tradusă din franțuzește (1813), ohne Titel. —

Während seiner Tätigkeit als Bibliothekar hat E. auch einen Bücherkatalog verfaßt. Nach einer Dienstzeit von nur 9 Monaten, am 1. Juli 1875, wurde er zum Schulinspektor für die Bezirke Jassy und Vaslui ernannt (G. D. LXV Nr. 85). An seine Stelle trat der Bukowinaer Dichter D. Petrino. Und jetzt geschah etwas fast Unglaubliches, eine unerhörte Ungerechtigkeit, die sein Leben verbitterte. Petrino beschuldigte ihn, daß er der Bibliothek mehrere Bücher entnommen hätte. Inzwischen wurde der unglückliche E. auch seines Amtes als Schulinspektor enthoben und infolge der Anklage Petrinos wurde ein Prozeß gegen ihn eröffnet.*) Es ist das eine höchst traurige Geschichte, die nicht nur Petrino und die damalige Regierung, sondern im Allgemeinen das öffentliche Leben, das damals in Rumänien herrschte, wenig erfreulich beleuchtet. E. war völlig unschuldig, sodaß sich selbst das Ministerium gezwungen sah anzuerkennen, daß sich das Strafverfahren gegen ihn als unberechtigt erwiesen hatte (der ministerielle Erlaß Nr. 11 472). Aber mehr als ein Jahr lang mußte der größte Dichter des Landes die Schande und die Last des Strafverfahrens über sich ergehen lassen und verschiedene Verfolgungen schweigend erdulden. Am 16. Juli 1876 angeklagt, sprach ihn der Gerichtshof zu Jassy erst am 17. Dez. 1877 frei (G. T. LXV Nr. 85).

*) Sehr bedauerliche Leidenschaften seitens der Gegner E.s waren hier im Spiele. Petr. auf der einen Seite, wollte ihn aller Wahrscheinlichkeit nach nur ärgern, da im Jahre 1870 E. eine sehr scharfe, obwohl gerechte Kritik gegen eine Broschüre P.s geschrieben hatte (Div. 76 ff.). Auf der anderen Seite war unserem Dichter die neue, liberale Regierung, die 1876 ans Ruder kam, feindlich, indem sie ihn als einen politischen Gegner (Konservativen) ansah — daher auch seine Entlassung aus dem Schulinspektoramte und das Strafverfahren gegen ihn, wegen der Anklage Petr. (Siehe dazu C. L. XXIII, 269 ff., XXXIII, 8; Petr. 18; G. T. LXV Nr. 85).

VII. Eminescus Tätigkeit als Schulinspektor.

Dieser Lebensabschnitt unseres Dichters, obwohl wichtig, ist noch weniger bekannt und erörtert als seine Tätigkeit als Bibliothekar. Die Tatsachen und Darlegungen, die ich hier angebe, beruhen auf Auszügen aus den Aktenstücken des Schulinspektorats zu Jassy von 1875 und 1876, die mir von Herrn Kirileanu gütigst zur Verfügung gestellt wurden.

Für den Beruf eines Schulinspektors hatte sich E. zwar nicht vorbereitet, doch war seine Persönlichkeit viel passender dazu, als man im ersten Augenblicke von einem Manne, wie er, zu erwarten meint. Die gründliche Lebenserfahrung und Menschenkenntnis, die er sich in seinen Wanderjahren erworben, seine ernsten und vielseitigen Universitätsstudien, seine vielumfassende und tiefe moderne Bildung stellten alle solche wertvollen Eigenschaften des Geistes dar, wie sie einem Schulinspektor von großem Nutzen sein mußten. Ebenso glücklich beschaffen waren auch seine ethischen Eigenschaften: Ein fester sittlicher Ernst, eine volle Unabhängigkeit des Denkens und Handelns, ein unermüdlicher Tätigkeitsdrang verbunden mit einem dem allgemeinen Wohl ergebenen Gemüt, eine den großen Dichterseelen charakteristische Menschenliebe und schließlich seine glühende und doch besonnene Volks- und Vaterlandsliebe, die sich am meisten in der großen Teilnahme für den Bauernstand betätigte.

Trotz der bedauerlichen politischen Verhältnisse des Landes, die seiner Tätigkeit als Schulinspektor unglücklicherweise rasch ein Ende machten, ist das nur auf ein Jahr sich erstreckende pädagogische Wirken E.s verdienstvoll und anziehend wegen des Gehaltes und des Ernstes der entfalteten Arbeit. Das ist um so bemerkenswerter, als ihm schwere Hindernisse fast systematisch von seiten der Verwaltung in den Weg gelegt wurden.

Der Dichter trat in sein neues Amt, wie schon gesagt, am 1. Juli 1875 ein und blieb in dieser Stellung nur bis zum 1. Juni 1876, wo er ohne irgend einen Grund von der neuen

Regierung abgesetzt wurde (G. T. LXV, Nr. 85, C. L. XXXIII, 8). Der Wirkungskreis dieses neuen Amtes war die Inspizierung der Volks- und Mädchenschulen in den Bezirken Jassy und Vaslui. Die Tätigkeit, die E. auf diesem Gebiete entfaltet hat, ist in verschiedener Hinsicht beachtenswert.

Mit scharfem Blick durchdringt er das damalige Unterrichtswesen seines Landes und stellt die Krankheit, an der es leidet, nämlich die mechanische Methode fest. In einem Bericht an den Kultusminister (Nr. 169/76), wo er die Ergebnisse seiner Untersuchung der Elementarmädchenschule Nr. I in Roman mitteilt, sagt er: „... der mechanische Unterricht ist allgemein in unseren Schulen, denn der Mangel an pädagogischen Kenntnissen ist gleichfalls allgemein." Gegenüber dieser toten Methode empfiehlt er mit viel Verständnis und mit warmen Worten immer und immer die Prinzipien der Anschauungsmethode. Treffende Kritik des herrschenden mechanischen Unterrichts, klare Auseinandersetzungen hinsichtlich der Übel der Schulen liegen seinen Bemerkungen zu grunde:

„Aus den Vorträgen der Landschullehrer habe ich den größten Mangel sowohl an Methode als an Kenntnissen erkennen können. Ihre Kenntnisse bestehen im allgemeinen aus leeren Worten, deren Inhalt sie nicht verstehen. Gewiß sind in dieser Beziehung nicht so wohl sie selbst schuld als das öffentliche Unterrichtssystem, aus dem sie hervorgegangen sind. Bei vielen von ihnen habe ich zur Genüge das Bestreben, methodisch zu sein, beobachtet, bei einigen habe ich den seltenen Vorzug bemerkt, den die Natur den geborenen Lehrern verleiht, eine natürliche Methode, die bis zu einem gewissen Punkte die pädagogischen Kenntnisse zu ersetzen vermag; wieder bei anderen habe ich ein reicheres Maß praktischer Kenntnisse wahrgenommen, aber im Ganzen kann ich nicht sagen, daß all dies genügend sei. Der vollständige Mangel an pädagogischen Hilfsmitteln, das Fehlen einer Lehrerzeitschrift in Rumänien macht sich auf Schritt und Tritt fühlbar. Die

meisten wissen nur so viel, als sie in der Schule gelernt haben und weiter nichts. Die wenigen Lehrbücher, die es bei uns gibt, sind für die höheren Schulen! Sie setzen zu einem großen Teile Erklärungen seitens der Lehrer voraus, ihre Ausdrücke und ihre wissenschaftliche Anlage machen das Lesen dieser Bücher für die Landschullehrer nutzlos. Sie haben nichts, was sie lesen könnten, selbst wenn sie wollten. Ihre Begriffe aus dem Bereich der Naturwissenschaften z. B. sind beinahe gleich Null, obwohl gerade diese Wissenschaften das wirksamste Mittel des anschaulichen Unterrichts und die wahre Quelle praktischer und positiver Kenntnisse sind. Obwohl der Plan unserer Landschulen mit diesen Wissenschaften überlastet ist (sogar mit Verwaltungsrecht), so gibt es dennoch bis heute kein einziges Mittel die Lehrer zum Vortragen solcher Kenntnisse geeignet zu machen, weder Fachwerke noch eine periodische Zeitschrift, wenn schon die handschriftlichen Hefte aus dem Lehrerseminar, die nach dem Diktat von oftmals mittelmäßigen Professoren geschrieben sind — mir nicht genügend erscheinen." (Zuschrift Nr. 202 an das Ministerium die jährlichen Konferenzen der Lehrer von Jassy betreffend. Aus den Akten des Schulinspektorats für das Jahr 1875.)

Solche Beweise einer ausgezeichneten pädagogischen Kritik bieten uns mehrere der Aktenstücke, die E. als Schulinspektor an das Kultusministerium gerichtet hat.

Der Muttersprache und der Geschichte widmet er besondere Aufmerksamkeit. Bei der ersten findet er (Bericht 168/75 an das Ministerium), daß sie „in gänzlich abstrakter und toter Weise vorgetragen wird, sowohl in den Elementarschulen wie im Gymnasium". Über die Geschichte spricht er in dem erwähnten Bericht 169/76, indem er das Prinzip der Veranschaulichung der vergangenen Zeiten betont.

Selbst die Aussprache und die Orthographie beschäftigen ihn; er betont den Zusammenhang zwischen einer richtigen Aussprache und einer richtigen Schreibweise (Bericht 220/76 an das Ministerium). In diesem Bericht, wo er die Ergebnisse

einer Besichtigung der Mädchenschule zu Vaslui mitteilt, bekämpft er mit Recht das Erlernen der vielen orthographischen Systeme im Rumänischen, deren Kenntnis „den guten Geschmack gefährdet". Die Hauptsache ist nach seiner wohlbegründeten Meinung „eine korrekte Aussprache und eine, wenn auch radikal-phonetische Schreibweise der Wörter und Formen".

Sein strenges Pflichtgefühl im Amte beweist uns die unermüdliche, vielumfassende und doch tiefgehende Tätigkeit, die er in den 11 Monaten seines Schulinspektorats entfaltet hat. Eine solche Tätigkeit war nicht eben leicht unter den Verhältnissen, in denen der Dichter zu wirken hatte. Nicht weniger als 152 Privat- und öffentliche Schulen standen unter seiner Aufsicht; eine Besichtigung derselben war aber um so schwieriger, als sie auf einem Raum von einigen 100 Quadratkilometern zerstreut lagen und die Wege in dem waldigen Berglande in überaus schlechtem Zustande waren. (Adresse Nr. 225/76 an den Minister.) Dazu kamen noch die Verwaltungsgeschäfte des Amtes; etwa 5—600 Aktenstücke pro Jahr waren zu erledigen und daneben gab es viele Unannehmlichkeiten mit den Behörden (Ebenda; der Dichter drückt sich diesbezüglich folgendermaßen aus: „Eine Menge persönlicher Widerwärtigkeiten, die durch den Mangel an Respekt vor den Schulzen und Unterpräfekten noch vermehrt werden"). Trotz all dieser widrigen Umstände blieb der Dichter seinem Pflichtgefühl treu; selbst seine politischen Gegner und Verfolger, die ihn aus dem Amte entfernten, konnten ihm nicht einmal den kleinsten begründeten Vorwurf in Bezug auf seine offizielle Tätigkeit nachweisen. In der Adresse 256/76 an den Minister, spricht er selbst über seine amtliche Tätigkeit und bezweifelt, „daß es im Lande noch viele Schulinspektoren gäbe, die soviele Schulen wie er besichtigt hätten."

Ein derartiger energischer Ton, den er selbst dem Minister gegenüber anschlug, bietet uns auch die Möglichkeit, die volle Selbständigkeit des Denkens und des Handelns E.s als Schulinspektor kennen zu lernen. Außer seiner Pflicht konnte ihm

niemand befehlen, wie er im Amte zu verfahren habe. Besonders wichtig ist in dieser Beziehung sein Verhalten gegen die Verwaltungsbehörden, die sich sehr oft in Schulangelegenheiten und dergl. einmischten, unberechtigte Maßregeln trafen oder solche dem Schulinspektor vorschlugen, die Lehrer rechtswidrig verfolgten oder mit ihnen als Mitschuldige die Interessen der Schule schädigten. Die Adressen Nr. 189 (an den Präfekten von Jassy), Nr. 212, Beilage D (an das Ministerium), Nr. 258 (an den Präfekten von Vaslui), Nr. 263 (an einen Lehrer, über ein Zeugnis des Ortsvorstandes), Nr. 271 (an den Präfekten von Jassy), Nr. 298 und 299 (an den Präfekten von Jassy) Nr. 325 (an den Präfekten von Vaslui), alle aus dem Jahre 1875, enthalten eine schonungslose Kritik E.s über verschiedene Mißstände, die von den Verwaltungsbehörden im Bereiche der Schule hervorgerufen waren.

Trotz seiner überaus eifrigen und verdienstvollen Tätigkeit, dankte man E. damit, daß man ihn am 1. Juni 1876 seines Amtes enthob und seines Lebensunterhaltes beraubte. Von diesem Zeitpunkte an folgt für den Dichter eine Reihe von Jahren voll Leiden und schwerer Kämpfe ums Dasein.

VIII. Eminescus Tätigkeit als Journalist (1876—1883).

Arm wie er war — seine Familie lebte jetzt in ziemlich dürftigen Verhältnissen — und ohne irgend eine produktive Beschäftigung, geriet der Dichter nach seiner Entlassung aus dem Amte in die bitterste Not. Er konnte sich jetzt nicht einmal eine Wohnung und das tägliche Brot verschaffen; sehr oft mußte er von seinen Freunden beherbergt werden (Nov. 158).

Erst mit vieler Mühe gelang es seinen Freunden in der „Junimea“ ihm eine mehr als bescheidene Stellung zu verschaffen. Er wurde als Redakteur, Verwalter und sogar Korrektor an dem offiziellen Blatte des Appellationshofes in Jassy, „Curierul de Iaşi“, angestellt, eine sehr armselige Stellung, die ihm, obwohl die Arbeit dreifach war, doch nur 100 Lei monatlich eintrug. Erst nach einer längeren Zeit

wurden ihm 150 Lei zugesichert (Nov. 158). Über ein Jahr leitete der Dichter dieses Blatt, in dem er eine Menge literarischer, ästhetischer und kultur-geschichtlicher Aufsätze, wie auch einige Novellen („La aniversare", Nov. 86ff. und „Cesara", Nov. 94ff.) und Theaterkritiken, Studien über politische Ökonomie, polemische Aufsätze und dergl. mehr veröffentlicht hat (Nov. 159).

Ende 1877 trat in der Lage des Dichters eine Verbesserung ein. Er wurde als leitender Redakteur der Zeitung „Timpul", des offiziellen Blattes der konservativen Partei, nach Bukarest berufen (Nov. 159).* Damit beginnt die eigentliche Tätigkeit E.s als politischer Schriftsteller. Die Bedeutung dieser Tätigkeit ist von vielen unterschätzt worden, indem man behauptete, der Dichter habe sich nur durch Not gezwungen der Politik gewidmet, wo er gegen seine eigentlichen Neigungen zu denken und zu schreiben verpflichtet gewesen sei. Nun ist es ja wahr, daß der journalistische Beruf — besonders in Rumänien — ein höchst undankbarer und mit der beschaulichen, idealgesinnten Natur eines Dichters schwer vereinbar ist. Es darf aber nicht vergessen werden, daß E. nicht nur ein Dichter, sondern auch ein Denker mit sehr regem Interesse für das öffentliche Leben seines Volkes war. Beweise dafür bietet uns sowohl sein Wirken als Schulinspektor wie auch seine kultur-politischen Aufsätze in „C. d. J." Daneben war er bekanntlich Mitglied der „Junimea", die sich auch mit politischen Fragen beschäftigte, und in deren Reihen sich hervorragende Führer der konservativen Partei, wie P. P. Carp und Maiorescu befanden. Schließlich war es selbst der persönliche Wunsch des Dichters, an der politischen, sozialen und kulturellen Entwicklung des Landes Anteil zu nehmen.

Durch sein Temperament, durch seine Abstammung, die ihn dem Bauernstande nahe brachte, durch sein ganzes in-

*) N. P. Petrescu (An. III, 16) berichtet irrtümlich, er sei dem Dichter im Jahre 1874(!) in der Redaktion des Timpul begegnet. Damals war E. Bibliothekar in Jassy.

tellektuelles Wesen neigte er wie seine ganze Familie (B. p. t. VI) zu den Ansichten der konservativen Partei in Rumänien, die in ihren Bestrebungen allerdings weit entfernt ist etwa von der konservativen Partei in Deutschland. Dazu kam noch sein romantisches Gefühlsleben, seine Begeisterung für die Vergangenheit, die ihn gleichfalls zu konservativen Anschauungen in der Politik drängten. Infolge dieser Umstände kann man die politische Tätigkeit E.s in der konservativen Partei nicht mehr als eine seiner Natur zuwiderlaufende und an sich unnatürliche und geringfügige betrachten. Im Gegenteil, sie war — wie ich noch beweisen werde — eine bedeutende, für sein Land und für sein Volk heilbringende.

Was sein Wirken als politischer Schriftsteller betrifft, so darf man E. keineswegs als einen so zu sagen streitenden alltäglichen Politiker nehmen. Er stand über dem Tun und Treiben der politischen Parteien. Er befand sich in der erhabenen Sphäre des theoretischen, politischen Denkens: nicht das Heute und Morgen der Partei, sondern die ferne Zukunft des Landes und des Volkes beschäftigte ihn. Als leitender Redakteur des „Timpul“ hat er eigentlich in erster Linie seinen politischen Anschauungen und nicht denen der stets wechselnden Führer der Partei Ausdruck gegeben. Ja er war einer der ersten und der verdienstvollsten Männer, die der konservativen Partei in Rumänien (die sich formell erst im Jahre 1880 organisiert hat, C. L. XXXII, 963), das Programm bestimmt und erklärt haben (Gr. P. C. d. a. II). Obwohl nur ein Journalist von Stellung und Beruf, war er doch so unabhängig in seinem politischen Verfahren, daß ihn Niemand zwingen konnte, eine Idee zu vertreten, die er nicht billigte. Wenn jemand aus der Partei ihm darüber irgend eine Bemerkung machte, so pflegte er mit Stolz zu antworten: „Ein anderer will mich wohl belehren, wie ich die Interessen meines Volkes aufrecht erhalten soll?“ (Ebenda). Ja, die Interessen seines Volkes waren ihm das Ausschlaggebende in der Politik, wie überall in seiner Tätigkeit, die nationale Gesinnung bildet die Grundlage seiner konservativen Anschauungen. Sein politisches

Wirken beruhte — wie Maiorescu, der auch in der rumänischen Politik eine hervorragende Rolle spielt, sehr treffend bemerkt — auf „der Synthese einer geschichtlichen und nationalen Richtung“ (Ed. M. XII).

Wenn aber die Tätigkeit E.s auf dem Gebiete der Politik für seine Persönlichkeit keine ungünstige war, ja sogar sich mit dieser gewissermaßen im Einklang befand, so kann man dasselbe nicht auch von seiner journalistischen Betätigung behaupten. Diese ist nämlich schon an sich voll von Aufregungen, Anstrengungen, täglichen Unzufriedenheiten, die sich keineswegs mit jener Ruhe des Gemüts, mit jener erhabenen Stille des Denkens, die einem Künstler unbedingt nötig sind, vereinbaren lassen. Noch ungünstiger für den Dichter war der Umstand, daß er eben in einer größtenteils ungezähmten, heftigen, in ihren Leidenschaften fast schrankenlosen Presse, wie der rumänischen seine Kräfte zu entfalten hatte. Dazu kam noch — und das war vielleicht das größte Übel — die höchst mühevolle, ungeheuere und ununterbrochene Arbeit, die E. als Leiter des Journals „Timpul“ verrichten mußte. Was uns darüber berichtet wird, klingt manchmal beinahe unglaublich. Die ganze Last des Redigierens — und der „Timpul“ war das Hauptorgan einer Partei und eines der größten Journale des Landes — ruhte fast allein auf dem Dichter. Sehr oft geschah es, daß er allein nicht nur alle Sorgen der Redaktion trug, sondern selbst noch in der Druckerei das Material anordnete und die Korrekturen las (Vlah., Fam. XXXVII, 69). „Gewissenhaft und über alle Maßen arbeitsam“ — wie ihn Vlah. und alle die ihn kennen gelernt hatten, schildern — verbrachte er ganze Nächte mit dem Schreiben für die Zeitung. Oft geschah es, daß er infolge der massenhaften Arbeit selbst das Essen vergaß, und den ganzen Tag hindurch ununterbrochen in der Redaktion arbeitete (Ebenda). Unter diesen trüben Verhältnissen ist es kein Wunder, daß im Jahre 1882 der Dichter einem Freunde zu Jassy so verzweiflungsvolle Zeilen, wie die folgenden, schreiben konnte:

„. . . Seit sechs Jahren fast tue ich eine vergebliche Arbeit, seit sechs Jahren schlage ich mich wie in einem circulus vitiosus in diesem Kreise herum, der trotzdem der einzig wahre ist, seit sechs Jahren habe ich keine Ruhe, habe ich nicht die heitere Muße, deren ich so sehr bedürfte, um auch etwas anderes als Politik treiben zu können. Quelle vie, mon Dieu, quelle vie!

— — — — — — — — — — — — —

„Könnte ich auf drei Tage nach Jassy gehen, wie gern würde ich kommen. Aber mehr als drei Tage hätte ich nicht, da ich keine Ferien habe, sondern schwer schleppen muß wie die Maultiere, bergauf, bergab." (Vlah., Cl. d. l. 193). Dieselbe finstere Stimmung bemerkte Vlah. bei dem Dichter ein paar Monate vor der Wahnsinnskatastrophe (Fam. XXXVII, 69).

Die materiellen Verhältnisse, in denen E. sich befand, waren wie gewöhnlich sehr beschränkt (C. L. XXIII, 289 ff.). „Er lebte in Armut, wie fast alle unsere Journalisten" — sagt treffend Teofil Frîncu (G. T. LXV, Nr. 85), ein Freund des Dichters und Kollege im Zeitungsberuf. Er besaß zwar soviel, als er von heute bis morgen bedurfte, aber keinen Heller mehr. Diese Lage, die an sich noch erträglich sein würde, verschlimmerte sich im höchsten Grade durch die schon mehrmals erwähnte Neigung des Dichters zu einer nachlässigen, unregelmäßigen und ausschweifenden Lebensführung. Er war ein Sonderling in seinen Gewohnheiten und bewohnte meistens kleine, dunkle Zimmer (Petr. 20, Fam. XXXV, 311), wo die größte Unordnung zu herrschen pflegte (Jgh. 3, Fam. XXXV, 311). Manchmal vergingen mehrere Tage, ohne daß er zu Hause war. Ecenso unregelmäßig war seine Nahrungsweise (s. darüber Ed. M. XIII). Dazu gesellte sich noch die manchen Künstlern charakteristische leichtsinnige Lebensweise. „Immer verliebt und immer geldbedürftig", wußte er das Geld nie zu schätzen, und für Augenblicksvergnügen verschwendete er sorglos alles, was er besaß" (I. L. C. 28).

Trotzdem — und das ist ein bewundernswertes Moment — wurde der Dichter niemals seiner Muse untreu. Den Jahren

1879—83 gehören nicht nur die meisten, sondern auch die glänzendsten seiner Gedichte an. Hierher zählen in erster Linie seine klassischen „Briefe“ oder Satiren und „der Abendstern“, die Perle der rumänischen Kunstdichtung. In diesem Zeitabschnitt hat das literarische Wirken des Dichters die höchste Entwickelung erreicht. Die Kunstform seines Schaffens erhielt jene unvergleichliche Vollendung, die E. eine epochemachende Bedeutung in der rumänischen Dichtung zusichert. Er wird in dieser Zeit immer mehr bekannt und sein Ruhm wächst zusehends. Infolge einer der Satiren wurde der Dichter sogar von der Königin eingeladen. Der äußerst bescheidene Dichter wollte aber um jeden Preis dieser Einladung entgehen. Und als ihm das nicht gelang, war er lange Zeit auf Maiorescu, der ihn zur Königin geführt hatte, ärgerlich, da er ihn — wie der Dichter sich ausdrückte — „zum Schauspiel vorgestellt hatte“ (Petr. 22).

Als in Jassy am 5. Juni 1883 die Enthüllung des Denkmals Stephans des Großen stattfinden sollte und er seine für diese Feierlichkeit gedichtete „Doina“ (Şar. LVII), ein in seiner Art unerreichtes rumänisches Nationallied, am Vorabende im Kreise der „Junimea“ vorlas, wurden alle Mitglieder von einer so übermächtigen Begeisterung hingerissen, daß sie sich auf den Dichter stürzten und ihn umarmten. Am Tage der Feierlichkeit aber war der Dichter nirgends zu finden. Er hatte sich in einem einsamen Wirtshause versteckt, wo er von Niemanden erkannt wurde (Petr. 22). Das ist — meint Petraşcu — vielleicht das erste Symptom des Wahnsinns gewesen, der das Denken des Dichters in kurzer Zeit so schrecklich zerstören und verwüsten sollte.

Bevor ich dieses Kapitel beende, würde noch etwas über die Charakteristik der politischen Tätigkeit E.s, über die Ideale, mit denen er dieses Gebiet betrat, und die großen Enttäuschungen, die er erleben mußte, zu erwähnen sein. Das Treffendste aber, was darüber gesagt werden kann, hat er selbst geschrieben; in seinem oben erwähnten Briefe von 1882 steht nämlich:

„... Ich bleibe dabei der Getäuschte; denn ich habe aus Überzeugung gearbeitet und in der Hoffnung auf eine Festigung meiner Anschauungen und eine bessere Zukunft. Aber es geht nicht. In den 8 Jahren, seitdem ich nach Rumänien zurückgekehrt bin, ist Enttäuschung auf Enttäuschung gefolgt und ich fühle mich so alt, so müde, daß ich vergebens die Feder ergreife und versuche, etwas zu schreiben. Ich fühle es, ich kann nicht weiter, ich fühle, daß ich moralisch erschöpft bin und einer langen, langen Ruhe bedürfte, um mich zu erholen. Und trotzdem kann ich, wie die gewöhnlichen Fabrikarbeiter eine solche Ruhe nirgends und bei Niemanden finden. Ich bin wie erdrückt, ich finde mich nicht wieder und kenne mich nicht wieder ... ich erwarte die Havas-Telegramme um wieder zu schreiben, um handwerksmäßig zu schreiben; schriebe man mir doch meinen Namen auf das Grab, oder wäre ich nie geboren."

Welch erschütterndes Bekenntnis eines begeisterten Dichterkämpfers, der so zielbewußt die Arbeit für das Wohl seines Volkes begonnen, sie aber so enttäuscht und todestraurig hat abbrechen müssen.

IX. Eminescus Wahnsinn und Krankheit (1883—1887).

E. selbst scheint sein Geschick vorausgesehen zu haben, wenn er sagt:

„Nur aus morschen Menschenresten, hallt ein Lebenswunsch noch bange.
Wie das Regenmaß aus Quellen, die versiegt sind lange, lange.
Und zuweilen, — nur sehr selten, tönt's wie leises fernes Singen, —
Wie ein Lied aus alten Zeiten, das ich nur im Traum hör' klingen;
Doch der Rest ist nur Getöse, wüstes Kreischen ohne Ende,
Das wie rastlos drängt und dröhnet aus geborst'nem Instrumente.

Weh! Die Glut im Hirn verlöschet; nur der Wind so eisig kalt
Heult mir durch den hohlen Kopf noch jenes Lied so ewig alt.
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
Kommt, o kommt ihr Lebensbilder, daß mein Aug' euch wieder blickt!
Ah! Das Werkzeug liegt zerbrochen und der Meister ist verrückt."

(Grig. 78.)

Allmählich stellte sich bei ihm Trübsinn und Niedergeschlagenheit in immer stärkerem Grade ein (s. Vlah., Fam. XXXVII, 69). Die Menschen, selbst seine literarischen Freunde, mied er sorgfältig; nur zwei oder drei seiner intimsten Bekannten konnten noch mit ihm verkehren. Einer von ihnen, der unbekannt zu bleiben wünscht, hat mir interessante Mitteilungen über die letzten Momente vor dem Wahnsinn des Dichters gemacht. Er sagt, er habe mit eigenen Augen „den riesigen Kampf seiner Natur" gegen die Katastrophe, und die „sonderbaren Anschläge, mit denen er den Untergang seines glänzenden Denkens vor der Welt zu verheimlichen suchte" gesehen.

Am Anfang Juli 1883 fühlte der Dichter einige Unregelmäßigkeiten in seinem kräftigen Körper; es folgte eine Reihe schlafloser Nächte, was ihn beunruhigte und ermüdete. Am 8. Juli, nur ein paar Monate nach der Veröffentlichung seines genialen Gedichtes „Der Abendstern" (Rom. Jun., April 1883), brach der Wahnsinn mit elementarer Macht aus. Früh am Morgen bewaffnete sich E. mit einem Revolver und ging baden. Unten vor dem Hause traf er einen seiner besten Freunde Rîvneanu, und feuerte auf ihn. Die Katastrophe, die schreckliche, war da. Er mußte in dem Bukarester Hospiz Caritatea interniert werden. Hier blieb er über zwei Monate in einem stillen, von klaren Momenten nur selten unterbrochenen Wahnsinn, in dem literarische, politische, wissenschaftliche

Reminiszenzen ohne jeden Zusammenhang seinen Kopf durchkreuzten (Petr. 23). In dem dritten Monate machten sich einige die Hoffnung auf Genesung erregende Symptome bemerkbar. Infolge der Initiative Maiorescus schickten die Freunde den Dichter nach Wien, in die Döblinger Anstalt (C. L. XXIII, 289ff.; Div. 127), wo der E. seelisch verwandte Lenau sein unglückliches Leben beendet hat. Die Pflege, die ihm in Döbling zu teil wurde, wirkte wohltuend auf seinen Gesundheitszustand; eine dauernde und gründliche Genesung erlangte er aber nicht. In dieser Zeit veröffentlichte Maiorescu den ersten Band Gedichte E.s; als ihm der Band übergeben wurde, sah er ihn eine kurze Weile an, um ihn dann gleich bei Seite zu legen, und sagte kein Wort (Petr. 24). In der Hoffnung, die Genesung zu beschleunigen, wurde dem Dichter eine Reise durch Italien ermöglicht. Aber wie traurig war diese Reise. In dem wunderschönen Lande, dort wo Goethe und so viele andere Künstlerseelen den glücklichsten Teil ihres Lebens zugebracht und unvergeßliche Eindrücke für ihr künftiges Schaffen mitgenommen hatten, — blieb der arme Dichter kalt und in sich versunken, all den prächtigen Wundern Italiens fremd, von keinem einzigen berührt oder bezaubert. Denn sein Geist und sein Gemüt waren von trüben Nebeln umhüllt, sein Empfindungsvermögen unfähig und abgestumpft. In Venedig, wo er um Mitternacht ankam, bemächtigte sich seiner eine plötzliche Furcht. Er verlangte gleich, schon den nächsten Morgen nach Florenz zu fahren. Die glorreiche, zaubervolle Stadt Venedig, die er kurze Zeit vorher so glänzend geschildert hatte, ohne sie je gesehen zu haben (Sonnett, Sar. LXVII), machte ihm jetzt, als er sie sah, einen peinlichen Eindruck. In Florenz fühlte er sich behaglicher. Eine junge Engländerin, die wußte, wer er war, und ihn freundlich ansah, erweckte in ihm sogar Liebesgedanken. An dem Tage, an dem die Engländerin abreiste, irrte er betrübt in der Stadt umher und kam erst um Mitternacht nach Hause. Er war entschlossen, ihr zu folgen, und verließ am nächsten Tag Florenz. Aber der unglückliche Träumer konnte den Weg

seiner Angebeteten nicht finden und ging dann nach Rumänien zurück (Petr. 24). Er befand sich jetzt in einem trostlosen Zustand: physisch und psychisch geschwächt, kränklich, beinahe zu Grunde gerichtet. Inmitten seiner Freunde blieb er „in ein ununterbrochenes Stummsein, in eine völlige Abwesenheit der Intelligenz und des Willens versunken“ (Petr. 24). Sein Blick reflektierte „die schmerzliche Traurigkeit eines vorzeitigen Ergrauens, einer plötzlichen Vernichtung“; seine Wünsche richteten sich auf kleine, gewöhnliche, alltägliche Dinge (Petr. 25). Nur selten und nur gezwungen sprach er hier und da ein „Nein“ oder ein „Ja“; und wenn ihm Jemand von seiner Kindheit, von seinem früheren Leben, von seinem dichterischen Schaffen sprach, da schwieg er noch betrübter und blickte hinab, als ob ihm diese Worte die Seele bedrückten (Petr. 25).

In dieser Zeit ging er nach Jassy; hier wurde ihm eine Lehrerstelle angeboten, aber er wies den Antrag ab, da er sich seiner intellektuellen Schwäche wohl bewußt war (Ebenda). Am 2. September 1884 wurde er zum Unterbibliothekar der Centralbibliothek in Jassy ernannt (Archiv der Bibl. Nr. 49/84). Aber seine frühere unermüdliche Schaffensfreudigkeit, die er im Jahre 1875 als Direktor der Bibliothek entfaltet hatte, fand er nicht wieder. Er stand jetzt da als ein gebrochener, fast unfähiger Mensch. Die Notizen in den Katalogen der Bibliothek, die die Handschrift E.s zeigen, haben keine Bedeutung; von der Mitte des Jahres 1886 ab findet sich überhaupt nichts mehr von ihm Geschriebenes (Kirileanu).

Über diesen Lebensabschnitt des Dichters in Jassy steht dem Biographen kein eingehender Bericht zur Verfügung. Aus dem Jahre 1884 besitzen wir eine wertvolle Erinnerung in dem „Archiva“ XI, S. 283, die uns beweist, daß der Dichter damals „traurig und melancholisch“ aussah, obwohl er sich noch bei klarem Verstande befand. Dieser Bericht erzählt uns nämlich von einem Nationalfeste zum hundertjährigen Andenken der rumänischen Revolution Horias in Siebenbürgen. Der Dichter war auch dabei, und sein vertrauter Freund

Creanga hatte für den genialen Verfasser der „Doina“ eine schwungvolle Rede gehalten. Alle Anwesenden brachen in begeisterten Beifall aus; E. aber blieb dabei so gleichgiltig, als ob es sich gar nicht um ihn handelte. Ein Bericht, den wir über diese Zeit von der Hand Vlah.s (Fam. XXXVII, 69) haben, bestätigt die oben angeführte Tatsache der Traurigkeit und der melancholischen Niedergeschlagenheit des Dichters, aber auch die Tatsache, daß er sich damals bei klarem Verstande befand. „Er hatte — sagt Vlah. — die vollständige Erinnerung an die Menschen, Dinge und alle Ereignisse der letzten Zeit.“ Charakteristisch ist, daß er „ein unsäglich großes Mitleid gegenüber den Armen“ zeigte. Wenn er aber über einen Gegenstand redete, entsann er sich plötzlich seiner und seufzte mit geschlossenen Augen schmerzvoll: „O Gott, o Gott!“ Er hatte die feste Überzeugung, er sei verloren, er habe keine Möglichkeit weiter zu leben, er werde vor Hunger sterben. Öfters soll er seinem Freund Vlah. gesagt haben: „Ich wünschte so sehr, daß ich einmal einschliefe und niemals mehr erwachte“ (Ebenda).

Schon an dem erwähnten Feiertag (Arch. XI, 283) befürchtete Creanga eine neue Katastrophe für den Dichter, und diese ließ leider nicht lange auf sich warten. Nach einiger Zeit — im Jahre 1886 — brach sie von neuem aus und hielt einige Monate an. In dieser schrecklichen Phase der Krankheit bemächtigte sich seiner eine zügellose Wollust und der Unglückliche neigte zu Ausschreitungen skandalöser Art (Petr. 26). In seinen Wahnsinnsanfällen belästigte er Frauen, zerbrach Straßenlaternen (Scr. III), wodurch Zwischenfälle mit der Polizeibehörde entstanden. Deshalb wurde der arme Mann in der Irrenanstalt „Golia“ zu Jassy und dann in der zu „Neamțu“ interniert*) (N. R. R., Bd. I, 64). Hier soll er vom Herbst 1886 zum Frühjahr 1887 geblieben sein, bis er an-

*) In Neamțu soll der Dichter schlecht behandelt worden sein, — wie N. A. Bogdan in der angeführten Stelle der N. R. R. behauptet. Von einer Flucht E.s aus der Anstalt weiß aber Bogdan nichts; er sagt nur „der Dichter wurde mit viel Mühe von dort befreit.“

geblich zu seiner Schwester Henriette in Botoşani flüchtete (Scr. IV). In Botoşani wurde er in dem Krankenhaus behandelt (N. R. R. Bd. I 64); später, nämlich vom 3/15. Mai 1887 an, befindet er sich in der Pflege seiner sich aufopfernden Schwester (Scr. I).

Als E. aus der Anstalt zu „Neamţu" herauskam, war er in einer kläglichen physischen Verfassung (Scr. IV); die Wahnsinnsanfälle hatten sich aber gelegt; er wurde nicht mehr im Irren- sondern im Krankenhause untergebracht. Ja, im Mai 1887 berichtet seine Schwester, daß „er ganz gut bei Verstande sei" (Scr. II). Desto schlimmer war es mit jener unheilbaren Krankheit, die sich, wie es scheint, im innigen Zusammenhange mit der geistigen immer verhängnisvoller entwickelte (Scr. IX, Div. 102).

Die Erscheinungen des Wahnsinns waren überhaupt nicht fortwährend gleich heftig. Manchmal verschwanden sie fast gänzlich, und an ihre Stelle trat eine Art stiller, stumpfer Melancholie mit klarem Denken. Ein solcher Fall begegnet uns im Sommer 1886, als der Dichter sich in dem Moldauischen Kurort Repedea befand, wo er einer hydrotherapeutischen Behandlung unterworfen wurde und vom Juli bis zum September blieb. Als er nach „Repedea" kam, machte er einen kläglichen Eindruck; er sah gealtert aus, sein Gesicht war blaß, sein Gang langsam, sein ganzes Wesen gebrochen, geistig aber verhielt er sich still; es war eine sozusagen negative Phase seines Wahnsinns eingetreten. Er lebte sehr zurückgezogen und vermied es, sich öffentlich zu zeigen, da es im Kurorte viele Frauen gab und „er haßte die Weiber aufs höchste, denn ihretwegen hatte er sehr viel Kummer gelitten" (S. 4), — wie der Kurarzt gesagt haben soll. Auch seine Bekanntschaft und sein Verkehr mit Riria war nicht eben leicht anzuknüpfen, und es scheint, daß sie dem feinen Verständnis und Takt zu verdanken sind, mit denen Riria ihn behandelte.

Die pekuniären Verhältnisse des kranken Dichters mußten sehr dürftig sein, da er nicht einmal soviel besaß, um sich

ein Zimmer mieten zu können; er wohnte mit drei anderen Kranken zusammen, und konnte sich nur ein Bett sichern (S. 6). Diese ununterbrochene Not im Verein mit Krankheit und Wahnsinn hat sicher sehr viel dazu beigetragen, sein Leben noch mehr zu verbittern. Denn das Bewußtsein einer gänzlichen Armut, das Angewiesensein auf fremde Hilfe mußte besonders für eine so zart empfindende und so stolze Natur, wie die E.s war, höchst peinigend, höchst niederschlagend wirken.

Das Wichtigste, was uns die Erinnerungen Ririas*) aus jener Zeit bieten, sind ihre Gespräche mit E. und die in ihnen wieder gespiegelten seelischen Stimmungen des Dichters. Physisch gebrochen, beinahe zu Grunde gerichtet, psychisch verzweifelt, sich nach dem Tode, nach dem „Nirwana", das er so glänzend in seinen Gedichten besungen hat, sehnend ist der Unglückliche noch im stande, sein zerrüttetes Denken hier und da zusammenzuraffen, es zu den hohen Sphären der Philosophie, zu dem erhabenen Gebiete seiner einstigen Ideale zu erheben, seine Gesellschafterin mit dem Flug seiner Gedanken zur Begeisterung und zur Bewunderung hinzureißen. Wunderbarer Weise kehrten die Grundtöne seiner früheren Ideen- und Gefühlswelt, die Grundstimmungen seines ewig lebenden künstlerischen Schaffens, die bewegenden Kräfte seiner selbstlosen Tätigkeit im öffentlichen Leben in seinen Unterhaltungen mit Riria immer und immer wieder. Die romantisch gefärbte Weltanschauung seiner jungen Jahre, die spätere pessimistische Betrachtung der Welt (S. 12), manche Schopenhauersche Ansichten über das Weibergeschlecht (S. 13, 15, 16), sein „Entrüstungspessimismus" (wie Ed. v. Hartmann sich ausdrückt — „Zur Gesch. und Begr. des Pess.") hinsichtlich der sozialen Verdorbenheit der oberen Klassen seines Landes infolge schlechter, aus der Fremde eingeführter Sitten (S. 14, 16, 21),

*) S. „Ultima rază din viaţa lui E." von Riria (Pseud. für Frau Gratoski in Jassy) in Arch. XIII, 1, 2. Die Mitteilungen Ririas sind allerdings nur mit großer Vorsicht zu benutzen, da sie offenbar sehr subjektiv und unkritisch sind.

die Verherrlichung der Vergangenheit, die Liebe zum alten patriarchalischen Leben, die tiefe nationale Gesinnung, der Kultus seiner Muttersprache (S. 20), die Liebe zur Natur und das Verschmelzen dieser mit der menschlichen Liebe (S. 23 u. 25), schließlich pessimistische (S. 12, 33, 34) oder atheistische (S. 17, 34), philosophische Ansichten verschiedener Art, am meisten aber stimmungspessimistische Ausbrüche (S. 11, 21, 22, 24, 26, 29, 33, 34, 39), alle diese Töne klingen in einer sonderbaren Mischung in den Gesprächen mit Riria wieder. Man merkt oft den Kampf des manchmal wiederbelebten Denkens mit der von dem Wahnsinn verursachten Zerrüttung. Incohärenz ist häufig in dem Ideengang des Kranken, und plötzliche Wahnsinnsanfälle machen sich manchmal geltend (S. 15, 18, 19).

Noch ein literarisch wichtiges Moment aus dem Aufenthalt E.s in Repedea wäre zu erwähnen: trotz seines trostlosen Zustandes schrieb er hier auch ein Gedicht „La steaua“ (Şar. C.), welches er in das Album Ririas eingetragen hat. Das Gedicht ist bekanntlich eine rumänische Wiedergabe des Gedichtes „Der Stern“ von Gottfried Keller; nur die letzte Strophe ist von E. ursprünglich verfaßt. G. Pop (C. L. XXX, S. 49—55) hat sich mit dieser Frage beschäftigt und sich für die Hypothese ausgesprochen, „La steaua“ sei weder ein Plagiat noch eine Identität der Ideenassociation beider Dichter, sondern eine Reminiszenz E.s an das Gedicht Kellers. Da wir heute genau wissen, unter welchen Umständen „La steaua“ geschrieben worden ist, scheint mir die Hypothese Pops nicht mehr bloß „die wahrscheinlichste“, wie er sich damals ausdrückte, als die von Riria erwähnte Tatsache noch unbekannt war, sondern die einzig richtige Erklärung dieser interessanten literarischen Erscheinung zu sein. Heute sind wir nämlich in der sicheren Lage behaupten zu können, E. habe sein Gedicht in einem solchen psychischen Zustande verfaßt, in welchem er sich darüber nicht mehr Rechnung geben konnte, ob die Idee des Gedichtes und die darin enthaltenen Bilder ihm oder einem von ihm schon vor langer Zeit gelesenen Dichter gehörten.

X. Scheinbare Genesung Eminescus. Seine literarische Arbeit in dieser Zeit (1887—1888).

Die Briefe Henriettes an Frau Cornelia Emilian und an ihre Tochter Cornelia bieten uns eine bis ins Einzelne gehende Darstellung, sowohl der schrecklichen physischen Krankheit (siehe diesb. Div. 102, 105), wie auch der Geistesstörung E.s Es geht aus diesen Briefen deutlich hervor, daß beide Krankheiten zusammen gehören (Scr. I, IV, V, VIII, IX, LXVI). Erschütternd ist dieser Lebensabschnitt des Dichters; die Leiden bringen ihn zur Verzweiflung. Die hoffnungsvollen Augenblicke, die hier und da in dem Zustande des Kranken eintreten, verschwinden bald, und neue Anfälle brechen aus. Es ist ein so unbeständiger, ein so oft täuschender Lauf, den die Krankheit nimmt, daß man wohl auch in den besten Augenblicken das Schlimmste befürchten muß. Die oben zitierten Briefe enthalten höchst schmerzliche Einzelheiten über das, was der Unglückliche zu dulden hatte. „Der arme Mihai", schreibt seine Schwester (IV) „ist in den fürchterlichsten Zustand verfallen, welcher überhaupt möglich ist. Er kennt nur mich, gestern hat er einen schrecklichen Anfall gehabt." Physisch war der Dichter vollständig schwach; er hatte keine Kraft mehr für sich selbst zu sorgen. Psychisch war er gänzlich willenlos und abgestumpft.

Henriette war für den Dichter ein unschätzbares Glück und ihre Aufopferungsfähigkeit ihm gegenüber ist aller Bewunderung wert, zumal sie selbst der Pflege bedurfte, da sie an beiden Füßen gelähmt (Scr. III) und fortwährend leidend war. Wenn sie ihren Bruder pflegte, so dachte sie niemals an sich selbst und fühlte sich als „die Glücklichste unter den Sterblichen", als sie ihn gesunder sah (Scr. IV). „Die größte Tat in der Welt ist, dem Menschen in seinem Unglück beizustehen", das ist ihr Prinzip (Scr. LXIV), welches sie nicht bloß ihrem Bruder, sondern auch manchen anderen Leidenden gegenüber befolgte (Scr. LX). Der Dichter seinerseits wußte trotz seiner trostlosen Lage sehr gut zu schätzen, was ihm

Henriette bedeutete, und als diese schwer leidend an das Bett gefesselt war, pflegte er sie „wie eine Mutter“ — so schreibt Henriette selbst (Scr. L). So sehen wir in diesen Beziehungen zwischen Bruder und Schwester ein rührendes Beispiel zarter Menschlichkeit und reiner Gefühle, das auf die traurigen Zustände, die in den Briefen Henriettes geschildert werden, ein helles Licht wirft.

Einen anderen erhebenden Zug in den letzten Jahren E.s bildet das Interesse und die Teilnahme des Landes für seinen Dichter. Eine ausführliche, durch Aktenstücke bestätigte Darlegung der betreffenden Tatsachen findet man in Div. 102—110; Nachrichten darüber hat man auch in dem Aufsatz von Frau Emilian (Scr. Vorwort) und in verschiedenen Briefen Henriettes. Ich will hier nur das Wichtigste erwähnen. Die unsäglichen Leiden des Dichters, die erbärmlichen materiellen Verhältnisse, in denen er sich abquälen mußte (s. sein Brief vom 10. Nov. 1887 an V. G. Morţun, P. s. V.), haben die Teilnahme des Landes, das inzwischen seine außerordentlichen literarischen Leistungen immer besser kennen lernte, erweckt. Die Zöglinge der Malerschule zu Jassy eröffneten infolge der eifrigen Initiative des Fräuleins Emilian eine Kollekte zu Gunsten des Dichters. Ein Teil der Listen wurde von den Präfekten im Lande verbreitet, ein anderer durch Privatpersonen. Und wenn manche Präfekten die Listen zurückwiesen, bekannte Persönlichkeiten und reiche Leute im Lande kein Interesse für die Sache zeigen wollten, so war die Begeisterung der Schuljugend beiderlei Geschlechts und mancher Freunde und Bewunderer des Dichters um so fruchtbringender. So hatte die Kollekte gute Ergebnisse gebracht und eine ernste ärztliche Behandlung des Kranken wurde dadurch ermöglicht. Zwei Jahre lang konnte die Existenz des großen Dichters gesichert werden. Neben der Kollekte trugen dazu die Konzerte, die Theateraufführungen und andere materielle Unterstützungen seitens der Bewunderer E.s noch sehr viel bei (Scr. Vorwort V). Die akademische Jugend und die Presse haben sich um das Erwachen der Opferfreudig-

keit bedeutende Verdienste erworben. Später, nachdem die Gesundheit des Dichters ziemlich wiederhergestellt war, hat die Kammer und dann auch der Senat ihm eine Pension von 250 Lei monatlich bewilligt (Scr. LX, S. 109). Das geschah im Jahre 1888, infolge der Initiative Jacob Negruzzis (C. L. XXIII, S. 289 ff.), nachdem — wie aus manchen Briefen Henriettes hervorgeht — von mehreren Seiten sehr lange Zeit dafür eingetreten worden war. Besonders erfolgreich scheint für die Bewilligung der Pension die große Anzahl Petitionen gewirkt zu haben, die infolge der Initiative der Jugend durch das ganze Land verbreitet und mit zahlreichen Unterschriften versehen wurden (Scr. Vorwort V). Alle diese edlen Handlungen zu Gunsten E.s bieten uns einen erfreulichen Beweis für der Teilnahme, deren sich das Land für seinen Dichter fähig gezeigt hat, und wischen manche peinliche Erinnerung an die Ungerechtigkeiten, die dem Dichter einst angetan worden sind, aus.

Am 14. Juli 1887 wurde E. von mehreren Ärzten in Jassy gründlich untersucht. Sie entschieden, er müsse zur Herstellung seiner Gesundheit nach Hall geschickt und in Wien von den berühmten Spezialisten Dr. Neumann, Dr. Nothnagel und Dr. Meinert nochmals untersucht werden (Div. 104 ff.). Infolgedessen reiste der Kranke in der Gesellschaft eines Doctoranden Grigorie Focșa nach Wien und dann schon am anderen Tage nach Hall. In Wien soll der schon genannte Ärzterat erklärt haben, der Kranke leide an einem durch venerische Krankheit verursachten Wahnsinn, und das Übel sei unheilbar (Scr. XVI; Cr. 20).

Die Kur in Hall dauerte bis zum September 1887 (Scr. XIV). In welchem Zustande der Dichter sich in dieser Zeit befand, erklärt uns schon der Umstand, daß er damals vollständig willenlos war; wenn man ihm bei Tische den Löffel in die Hand gab, aß er, sonst blieb er unbeweglich und melancholisch, ohne irgend etwas zu sprechen (Scr. Vorwort IV). Doch war er geistig verhältnismäßig wieder bei sich, denn er beschäftigte sich auch damals noch unter solchen verzweifelten

Verhältnissen mit Literatur und schrieb sogar ein paar Gedichte (Ebenda).

Die Kur in Hall scheint ihn zuerst günstig beeinflußt zu haben; in einem Briefe vom August 1887 schreibt er nämlich, er fühle sich infolge der Bäder, die er genommen habe, besser (Scr. XIII). Aber als er im September nach Botoşani zurückkehrte, war Henriette über seinen trostlosen Zustand sehr erschrocken (Scr. XIV). Ein Rückfall der Krankheit schien sich einstellen zu wollen. Doch wirkte die segensreiche Pflege seiner Schwester so sehr, daß er sich im Oktober viel wohler befand und seine Lage wurde Tag für Tag besser (Scr. XXI). Das bestätigen auch zahlreiche Briefe, die er in dieser Zeit abgefaßt hat (Scr. XXIII, XXV, XXVII†, XXVIII†, XXX, XXXII†, XXXIII, XXXVII, XXXIX†, XLI†, XLII†, XLV, XLVI, XLIX†).*) In einem derselben schreibt er an Fr. Emilian, seine „langwierige Krankheit habe ihn im hohen Grade verzweifelt gemacht, jetzt aber fühle er sich besser."

Die Besserung in E.s Zustande schritt so rasch und so erfreulich fort, daß Henriette am 14/26. Januar 1888 schreiben konnte, die Gesundheit ihres Bruders sei sehr gut und sie hoffe, er werde im Frühling sogar eine Stelle anzunehmen imstande sein (Scr. XXXV). Ebenda berichtet sie, er habe dem Fräulein Emilian ein Gedicht gewidmet, und erwähnt „die schönen Ideen", die es enthält.**)

Bloß ein Schatten verfinsterte noch die Lage des Dichters: seine unregelmäßige Lebensweise gab er auch in diesen verhängnisvollen Jahren nicht auf, ja unter dem Druck der Verzweiflung, die Krankheit und Wahnsinn in ihm erweckte, verschlimmerte sie sich sogar noch. Zu seiner alten Gewohnheit, die Körperpflege gänzlich zu vernachlässigen (Scr. S. 70), kam

*) Die mit † bezeichneten Briefe sind auch von E. abgefaßt, obwohl von seiner Schwester unterschrieben.

**) Dieses „Recunoştinţa" betitelte Gedicht (Scr. 97) ist nicht veröffentlicht worden. Es ist möglich — wie auch Cr. (61) glaubt — daß es von Veronica Micle vernichtet worden ist; Tatsache ist, daß sie sich über das Gedicht, als sie es las, lustig gemacht hatte (Scr. 98).

noch die Trunksucht hinzu (Scr. 88, 135). Wenn man aber der fast unverantwortlichen sittlichen Lage, in der sich der Dichter nach solchen verwüstenden, physischen und psychischen Leiden befinden mußte, gedenkt, dann kann man ihm dieses Laster nicht allzu schwer verübeln. Dazu kommt noch der Umstand in Betracht, daß der Dichter beinahe vollständig willenlos war, und in dieser Lage war es manchen sogenannten „Freunden", die ihn heimlich um sein Talent beneideten (Scr. 135), leicht möglich, ihn zu Ausschweifungen zu bewegen (s. Scr. LXX, wo E. selbst dies bekennt). Besonders mit dem Geld war er sehr verschwenderisch; er zeigte eine wahre Leidenschaft, es so schnell als möglich zu verbrauchen (Scr. 124). Übrigens war dieser Fehler an ihm auch schon sehr alt.

Henriette gab sich alle Mühe, ihn vor allen Versuchungen zu hüten und sorgte in ihrer ausgezeichneten Weise (Scr. XXXVIII) um seine Gesundheit.

Es ist ohne Zweifel überraschend, wenn man berichten kann, daß E. auch nach der ersten Katastrophe fast in jedem Jahre ein oder mehrere wertvolle Erzeugnisse seines künstlerischen Schaffens zu stande gebracht hat. 1885 erschien in C. L. (XIX, 360) „Sara pe deal" (Şar. XCII); 1886 „Dalila" (Şar. XCIII) und das schon erwähnte „La steaua" (Şar. L); 1887 „Sonet", ein äußerst pessimistisches Gedicht; dann „De ce nu-mĭ viĭ" (Şar. XCV); „Kamadeva" (Şar. XCVI); „Pe un album" (Şar. XCVII); „Intre paserĭ" (Şar. XCVIII); „Fragment" (Şar. XCIX), drei sehr hübsche Strophen unter dem Eindruck des Wiedersehens mit Veronica Micle geschrieben. Alle diese Gedichte sind von besonderer Schönheit; ihre kunstvollendete Form und ihr echt poetischer Inhalt könnten in uns den Glauben erwecken, sie seien in den besten Jahren des Dichters geschaffen. Und doch entstanden sie aller Wahrscheinlichkeit nach — ganz sichere Beweise dafür fehlen — in einer Zeit, wo das geistige und das körperliche Leben E.s schon längst von Wahnsinn und Krankheit zerrüttet war, ein Beweis dafür wie oft und wie mächtig die hellen Momente des Bewußtseins bei ihm auftraten.

Über die literarische Tätigkeit E.s im Jahre 1887, wo er die meisten Gedichte dieses Zeitabschnittes geschrieben hat finden wir verschiedene Nachrichten in den Briefen Henriettes (Scr. 41, 70, 75, 82, 99, 101, 111, 131). Er arbeitete manchmal, auch jetzt, bis in die tiefe Nacht hinein (S. 70) wollte manche alte Arbeit vollenden (S. 82), übersetzte in ausgezeichneter sprachlicher und metrischer Form Augiers Lustspiel „Le joueur de flûte", das 1895 unter dem Titel „Lais" in C. L. (XXIX S. 899ff., 1019ff.) erschien. Es war eine für seinen damaligen geistigen Zustand ziemlich rege Tätigkeit, die seine Schwester Henriette und alle seine Verehrer in hohem Maße erfreute.

Im April 1888 reiste der Dichter plötzlich nach Bukarest, um Veronica Micles willen (Scr. LII), doch haben ihn sicher auch andere Gründe dazu bewogen. Er selbst gab als Grund seiner Abreise die Absicht an, sich eine sichere Existenz zu begründen;*) und wenn auch Henriette in ihrem Ärger diesen Grund nicht annehmen wollte, so ist er trotzdem von E. kurz nachher tatsächlich bestätigt worden. Noch ein Grund der Abreise war ohne Zweifel das Sehnen des wiederhergestellten Dichters nach dem großstädtischen Leben in Bukarest. Wie sehr er sich in Botoşani gelangweilt hatte, erzählt seine Schwester selbst in dem Briefe XXXIV (Scr. 62); ebenso wird von ihr seine Liebe für das großstädtische Leben bestätigt, nämlich in dem Briefe LXX (Scr. S. 125), wo sie erzählt, ihr Bruder habe ihr gesagt, er würde lieber in einer Großstadt mit 100 Lei monatlich leben, als in der Provinz mit einem noch so hohen Einkommen. In Bukarest aber konnte der Dichter keine Stellung finden, und so lebte er „in völliger Not", wie Frîncu (G. T. 1902, Nr. 85) berichtet und wie man auch glauben kann, da er die von der Kammer bewilligte Pension noch nicht bekommen zu haben scheint.

---

*) Zwar hatte ihm auch der Gemeinderat von Botoşani eine monatliche Pension von 100 Lei bewilligt (Scr. LIX, 106), aber, wie es scheint, wollte er um jeden Preis sich selbst die Mittel zum Leben erwerben.

Petr. (26) erzählt, in welchem hoffnungsvollen geistigen Zustand er den Dichter in Bukarest gesehen und wie ihm dieser von seinen literarischen und politischen Plänen gesprochen habe. Im Frühling — wo er „gänzlich wiederhergestellt sein wird" — hoffte er, seine einstige Tätigkeit wieder aufnehmen zu können (Petr. 26). Die Zeitungen meldeten freudevoll die guten Nachrichten über den jetzt bewunderten Dichter des Landes und jedermann teilte diese Freude. Seine alten junimistischen Freunde umgaben ihn wieder und führten ihn in das Weltleben hinein; „es war mit einem Worte" — sagt Petr. (27) — „ein wahres literarisches Ereignis". Im Herbst 1888 las der Dichter seine metrische Übersetzung „Lais" im Kreise der „Junimea", im Hause Maiorescus, vor. Die Freude über die Genesung des Dichters, die Begeisterung für die Schönheit der Übersetzung und für das reizvolle Vorlesen waren allgemein. — Die Hoffnungen, die von allen Seiten an diese neue helle Phase in dem Leben E.s geknüpft wurden, schienen berechtigt, als am 4. Dezember 1888 die erste Nummer der Zeitschrift „Fântâna Blanduziei" *), die unter seiner Leitung stand, die Presse verließ. Doch war in Wirklichkeit sein Zustand anders als es schien: der Dichter konnte eine regelmäßige Tätigkeit nicht mehr entfalten, geschweige denn die Zeitschrift persönlich leiten. Er hat in F. Bl. bloß das Programm, drei politische Aufsätze und eine Übersetzung aus Mark Twain veröffentlicht. Das Programm, das ich bei den Prosaschriften E.s bespreche, hat er größtenteils nach Max Nordau's Schrift „Die conventionellen Lügen der Kultur-

*) Die Zeitschrift wurde von mehreren jungen Schriftstellern — Anhänger und Bewunderer E.s — begründet und hatte mehr den Charakter einer politisch-literarischen Zeitung; auch das Format war das einer Zeitung. Sie hatte am Anfang eine starke nationale Färbung. Nachdem E. sich aus Gesundheitsrücksichten (vgl. die Fortsetzung der „F. Bl." von R. Popea, Nr. 36 [8. Okt.], 1889) zurückzog, sind die Begründer bald in Streit geraten und nun erschienen zwei Zeitschriften unter demselben Namen, denen aber ein sehr kurzes Leben beschieden war.

menschheit" (Leipzig, 1883) niedergeschrieben — ein Umstand, der nicht bloß auf die Schwäche seines Geistes, sondern vielleicht selbst auf die Unverantwortlichkeit seiner damaligen Handlungen hinweist. Von Nr. 6 der Zeitschrift an hat E. nichts mehr veröffentlicht.

XI. Die letzte Katastrophe und E.s Tod.

Die letzte Katastrophe, die in der ersten Hälfte des Jahres 1889 hereinbrach, zerstörte unerbittlich alle Illusionen des Dichters und seiner Bewunderer und entriß ihn seinem Lande.

Petr. berichtet (27), E. habe kurz vor der oben erwähnten Vorlesung bei Maiorescu einige Rückfälle in seinen Stumpfsinn gehabt. Bald nachher zeigte sich die Krankheit gefährlicher. Eines Abends — es war am Anfang des Jahres 1889 — sah ihn Petr. in einem seelischen Zustand, der höchst anormal erschien (27). Kurze Zeit darauf, im März dieses Jahres, brach die Katastrophe mit aller Gewalt aus (Scr. LXVI, S. 117). Der Unglückliche wurde in der Irrenanstalt Şuţus interniert, wo er sich mehrere Monate quälen sollte. Nur selten hatte er lichte Augenblicke. In „Făntăna Blanduziei" (Nr. v. 10. Dezember 1889) erzählt Jon Popescu, einer seiner Freunde, sein Zusammentreffen mit ihm in der Irrenanstalt (M- E. 2). Der Dichter hatte sich zuerst ein wenig sonderbar gezeigt, dann aber sprach er vernünftig „ohne jede Incohärenz in seinem Denken", klagte über Langeweile und bat ihn um etwas Lektüre. Den 2. Tag durchblätterte er die Zeitungen, die ihm sein Besucher mitbrachte, und unterhielt sich mit ihm ebenso vernünftig, wie am vorangegangenen Tage. Popescu hatte ihm auch ein Werk von Jules de Goncourt mitgebracht und zeigte ihm davon ein Stück; es war ein Brief von grosser Zärtlichkeit. Der Dichter las den Brief mehrmals und war entzückt. In derselben klaren Stimmung fand ihn sein Besucher mehrere Tage nacheinander. Vlahuţă, der den Dichter in derselben Zeit besuchte, hebt dagegen die Incohärenz in

seinem Ideengange hervor (Vlah. Cl. d. l., 179ff.). Aber auch er hat nichts von irgend einem Wutausbruche bemerkt. E. hatte ihn gleich erkannt, fragte nach den andern Freunden und sprach von ihnen mitleidig, „wie von verlorenen oder sehr unglücklichen Menschen" (Ebenda). Er erzählte ihm von dem Plan einer sozialen Umwandlung und schließlich, als die Rede auf Gedichte kam, trug er ihm mit Wärme und Begeisterung eine lange Reihe Strophen von entzückender musikalischer Wirkung vor. Doch auf dem Papier, von dem er las, standen nur zwei Worte geschrieben — „gloriosul voevod" — der wahnsinnige Dichter improvisierte. Über 20 solcher klangvoller Strophen soll er vorgetragen haben, Sinn und Zusammenhang fehlten aber gänzlich. Nachdem der Kranke zu Ende gekommen, fiel er in seine gewohnte Melancholie zurück, und nur so viel konnte er noch sagen: „O Gott, o Gott! . . ." (Ebenda; s. auch Fam. XXV, 309ff.)

In der Irrenanstalt Şuţus scheint der leidende Dichter nicht besonders aufmerksam behandelt worden zu sein, denn nur so erklärt sich der Umstand, daß sein Tod am 15. Juni 1889 durch ein äußeres Ereignis, nämlich durch einen Schlag, den er von einem anderen Wahnsinnigen auf den Kopf erhielt, verursacht worden ist (Scr. LXIX, 121). Am andern Tag wurde die Leichenschau vorgenommen; über sein Gehirn wurde nach Petr. (28) folgendes festgestellt: „Das Gehirn wog 1490 Gramm, d. h. beinahe ebensoviel wie dasjenige Schillers. Die linke Hälfte, das eigentliche Organ der Verstandestätigkeit, wog 25 Gramm mehr als die andere. Die Stirnwindungen nahmen mehr als die Hälfte des Volums der Hemisphären ein und deuteten damit bis zu einem gewissen Punkte die anormale Entwickelung der psychischen Regionen zum Nachteil der Sinnes- Bewegungs- und Lebensregionen an".

E. wurde am 17/29. Juni, zum Zeichen der Verehrung seitens des Landes, auf Staatskosten beerdigt. Eine ausführliche Schilderung des Begräbnisses findet man in Div. 113—121; hier sind auch die drei Trauerreden, die gehalten worden sind, abgedruckt.

Infolge der Initiative der Universitätshörer (Scr. Vorw. V), wurde dem Dichter auf Kosten der rumänischen Jugend eine von dem rumänischen Bildhauer Georgescu ausgeführte Bronzebüste auf dem „Marchian"-Platze in Botoşani errichtet. die am 11/23. September 1890 mit grosser Feierlichkeit enthüllt wurde. An seinem Grabe hat ihm gleichfalls die Jugend ein Marmormonument errichtet. — Im Jahre 1899 gab die Zeitschrift Fam., zum Andenken an den vor 10 Jahren eingetretenen Tod des Dichters, eine Gedächtnisnummer heraus, wo Verschiedenes von und über E. veröffentlicht wurde. Eine solche Gedächtnisnummer gab auch die Bukarester Zeitschrift „Floare albastră", unter dem Titel „Mihail Eminescu" heraus. Beide Blätter enthielten auch das Bild des Dichters und wurden von dem ganzen rumänischen Lesepublikum begeistert aufgenommen.

XII. E.s Persönlichkeit.

E.s Körperkonstitution. Alle diejenigen, die den Dichter kennen gelernt und beschrieben haben, behaupten einstimmig, er sei ein sehr schöner Mann von sympathischem anziehenden Äußeren gewesen. Diese Tatsachen berichten sowohl seine Jugendgefährten, die ihn in Czernowitz und Blasendorf, wie auch diejenigen, die ihn in seiner reiferen Jugend oder im Mannesalter gesehen haben. J. L. C. (Sch. 9), der ihn zuerst während der Wanderjahre als Schauspieler kennen gelernt hat, schildert ihn folgendermaßen: „Eine wahre Schönheit. Ein klassischer Kopf, umrahmt von langen schwarzen Locken; eine hohe, heitere Stirn; große Augen; diesen Fenstern der Seele sah man an, daß jemand drin wohnte". (Vgl. auch die Schilderung in „Fänt. Bland." — M. E. 3). Seine Studiengenossen in Wien, V. Bumbac (Brief) und J. Slavicĭ (Brief) bestätigen ihrerseits diese Schilderung; Slavicĭ sagt, der Dichter wäre „in seiner Jugend besonders schön gewesen". Auch Petr. (18f.) spricht in voller Übereinstimmung von der Schönheit E.s. Die vier Bilder, die von dem Dichter vor-

handen sind, beweisen, daß keines der oben erwähnten Urteile übertrieben ist.*)

Übereinstimmend wird behauptet, er sei in seiner Jugend völlig gesund, rüstig und elastisch gewesen. Slavicï (Brief) nennt die körperliche Kraft E.s sogar „eine wahrhaft bewunderungswerte". Es war nicht bloß ein normaler, gesunder, sondern ein außerordentlich gut gebauter Organismus, der E. eine unglaubliche Leistungsfähigkeit in physischer, wie in geistiger Hinsicht sicherte. Nur ein glücklich ausgestatteter Organismus macht es uns begreiflich, wie es überhaupt geschehen konnte, daß der Dichter, trotz seiner höchst unregelmäßigen Lebensweise, trotz häufiger Überanspannung seiner körperlichen und geistigen Kräfte, trotz der schrecklichen Verwüstungen durch den Wahnsinn und Geschlechtskrankheit — bis kurz vor dem Tode noch Wertvolles zu leisten im Stande war.

Trotz alledem lag aber in ihm schon von Geburt der Keim des verhängnisvollen Übels, das ich als erbliche Belastung bezeichnet und besprochen habe und das für sein ganzes Leben so fatal gewesen, auf seine Persönlichkeit so nachteilig gewirkt hat.

Psychischer Organismus. E. gehört, wie viele andere berühmte Künstler und Denker, weniger zu den stillen, einheitlichen, harmonischen, sondern mehr zu den leidenschaftlichen, zwiespältigen, faustischen Naturen, ohne Züge der ersten Gruppe zu entbehren. Schon in seinen jungen Jahren tritt uns der Dichter in einer solchen Beleuchtung entgegen und so ist er sein ganzes Leben lang geblieben, wie aus den folgenden Ausführungen Caragiales hervorgeht: „So habe ich ihn damals kennen gelernt, so ist er geblieben bis zu seinen

*) Eines dieser Bilder zeigt E. im Alter von 19 Jahren und ist in dem Band „Scr." veröffentlicht worden. Ebenda findet sich auch das letzte Bild E.s, von 1888, also nach dem Wahnsinnsausbruch. Das beste Bild ist das in der Fam. (XXXV, Nr. 26) wiedergegebene Dieses zeigt uns den Dichter in seinem ganzen äußerlichen Zauber: als einen Mann von ungewöhnlicher Schönheit.

letzten klaren Augenblicken: heiter und traurig, mitteilsam und finster, sanft und streng, sehr bescheiden in seinen Ansprüchen und doch niemals zufrieden, bald von einer mönchischen Zurückhaltung, bald gierig nach Lebensgenuß, einmal die Menschen meidend, ein ander Mal sie suchend; gleichgiltig wie ein greiser Stoiker und erregbar wie ein nervöses Weib. Eine sonderbare Mischung! Glücklich für den Künstler, unglücklich für den Menschen". (J. L. C. 11. s. auch M. C. 3 „Memoriu asupra lui Eminescu", 3. Abs.).

Diesem anormalen psychischen Zustande war die arnormale Lebensweise nur entsprechend, die von Maiorescu (Grigoroviţa X—XI) folgendermaßen geschildert wird: „Häufig nahm er nur narkotische und aufregende Nahrungsmittel zu sich. Übermäßiges Tabakrauchen und Kaffeetrinken, schlaflose mit Lesen und Schreiben verbrachte Nächte, tagelanges Nichtessen und dann mit einem Male zur ungewohnten Stunde, nach Mitternacht, Genuß von Speisen und Getränken ohne Maß und Auswahl, — darin bestand seine Lebensweise".

Gleich andern bekannten zwiespältigen Persönlichkeiten wie Petrarca, Rousseau, Byron, Heine, Schopenhauer, — hatte auch E. eine genialanormale Natur, mit allen Vorteilen und allen Nachteilen, mit allen Licht- und mit allen Schattenseiten einer solchen. Sein ganzes Leben, seine Betätigung auf den verschiedenen öffentlichen Gebieten, besonders auf dem der Politik, ja selbst sein künstlerisches Schaffen und seine Werke überhaupt bieten uns zahlreiche Beweise dafür. Geistig und seelisch erhaben, sich in den hohen Sphären der Philosophie, in der Welt des abstrakten, unpersönlichen Denkens bewegend, war er zu gleicher Zeit leidenschaftlich, kampflustig, unruhig, entrüstet über die Lebenszustände, denen er als metaphysischer Philosoph keine Aufmerksamkeit schenkte, als Mensch aber mit einer beißenden Satire, ja sogar mit Wut oder mit verzweifelter Gemütsstimmung entgegentrat. In seiner Innerlichkeit war er von unendlich hohen Idealen beseelt, mit dem Flug seiner Gedanken entrückte er sich dem Leben alltäglichen Menschen, in welchem er selbst doch hie

und da von allzumenschlichen Schwächen bezwungen herum irrte.*)

Sein ganzes Leben zeigt uns einen vollständigen Mangel an praktischem Sinn, an Verständnis für die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse; doch war seine öffentliche Tätigkeit auf realistischen Grundlagen gebaut; wenn er für sich höchst unpraktisch arbeitete, so strebte er dagegen mit aller Gründlichkeit und mit allem Sinne für das Praktische und Realisierbare zu Gunsten der Gesellschaft und des Volkes, das er um so mehr liebte, je mehr er seine Schwächen und Sünden geißelte.

Eine andere ebenso hervortretende, wie charakteristische Eigenschaft, die das Zwiespältige in E.s Innenleben zeigt, ist sein immer angestrengtes, unstillbares geistiges Interesse, das im schärfsten Gegensatze zu seiner fatalen Nachlässigkeit hinsichtlich des eigenen körperlichen Wohls steht. Indem sich sein unruhiger Geist in der Aneignung neuer Kenntnisse unermüdlich betätigte, litt der Dichter bekanntlich jahrelang an der schrecklichen Krankheit, die ihm schließlich soviel Unheil bringen sollte, und sagte Niemanden etwas davon. Wenn er für Bücher sein letztes Geld ausgab, so vernachlässigte er sogar die elementarsten Lebensbedürfnisse und die Pflege seines Körpers (s. N. R. R. 1902, Bd. 1., S. 65; Ighel 3; Fam. XXXV, 311; Trib. 1902, Nr. 45).

Intelligenz und Bildung. E.s Erziehung und Schulbildung war ohne Zweifel vom Standpunkt der Pädagogik aus sehr lückenhaft. Das kann gerechter Weise nicht bestritten werden. Schon im zarten Alter von kaum 8 Jahren wurde er der Familie entrissen. Die Schule hatte er sehr früh verlassen und monatelang allein, ohne irgend eine Aufsicht und ohne irgend einen Berater, nur auf sich selbst angewiesen,

*) „Er war ewig verliebt und ewig in Geldverlegenheit. Konnte es auch anders sein? Er war ja ein Dichter und dazu arm . . . Ewig träumte er von zwei „zarten, kalten Händen", ewig war er auf der Suche nach einem Wucherer, der ihm sein Gehalt auf einige Monate voraus um einen Spottpreis abkaufte." (J. L. C. 26; zu vgl. ebenda S. 20, 21 u. 22).

fremde Länder durchwandert. Viele Jahre hindurch lebte er in Armut und Not, in dem für die Erziehung gewiß nicht günstigen Milieu umherziehender Schauspielertruppen.

Unter solchen Verhältnissen mußte jeder normale Mensch für eine wohlgeordnete Erziehung und ernste Schulbildung unrettbar verloren gehen. Von diesem merkwürdigen Manne aber erfahren wir, er habe überall, wo er sich befand — in Czernowitz, in Blasendorf,*) in Wien,**) in Jassy und in Bukarest — nicht nur seinen Mitschülern und Freunden, sondern auch seinen Lehrern und sogar hervorragenden Gelehrten wie Maiorescu, durch seine außerordentliche Fülle von Kenntnissen, durch die Gründlichkeit seines Wissens, durch die Klarheit und Sicherheit seiner Urteile im höchsten Grade imponiert. Wie war das nun möglich? Zunächst finden wir eine Erklärung in der außerordentlichen Geistesstärke, die der Dichter besaß. Ein in dieser Hinsicht sehr kompetenter Beurteiler, Maiorescu, der als Professor der Philosophie wie auch als ausgezeichneter Menschenkenner sich gewiß nicht so leicht von einer Intelligenz bezaubern lassen kann, spricht darüber folgendermaßen: „Was dem ganzen Wesen des Dichters E. das charakteristische Gepräge verleiht, ist zunächst seine hohe, durchdringende Intelligenz, zu der sich ein Gedächtnis gesellte, welchem das, was sich einmal im Gemütsleben des Dichters festgesetzt und er an sich erlebt und gefühlt hatte, nie mehr entging (auch in der Zeit nicht, wo die Geistesstörung auftrat), solchermaßen, daß die Lebenssphäre, die er nach eigenem Sinne und ohne jeden Zwang um sich geschaffen hatte, für ihn zu einer fast ausschließlichen Innenwelt jener Hauptideen wurde, welche er für immer zu den seinigen gemacht und welche in allen seinen Äußerungen tonangebend zum Vorschein kamen". (Ed. M. VII).

Zu einer solchen hohen Intelligenz gesellte sich noch der

*) s. An. III, 11; Trib., 1902, Nr. 45, 78, 81, 82.

**) Slavici (Brief) hatte schon bei der ersten Zusammenkunft in Wien von dem Dichter den Eindruck empfangen, dieser „wisse viel mehr als in den rumänischen Mittelschulen gelernt wird."

Fleiß des Dichters und jener faustische Drang nach Wahrheit. Über seinen Fleiß sagt Maiorescu (Ed. M. XI): „Frei von jedem egoistischen Interesse, wendete er seine Aufmerksamkeit in desto regerem Maße allen Bestrebungen des intellektuellen Lebens zu und interessierte sich in lebhafter Weise bald für die schriftstellerischen Erfolge irgend eines Freundes, bald für die mannigfachen Erscheinungen in der rumänischen Literatur, welche er zu lesen nie versäumte, bald für das Studium der philosophischen Bewegung in Europa — sich in dieses Studium vertiefend und die geschichtlichen Quellen, welche er bis in die kleinsten Einzelheiten kannte, verfolgend — oder er beteiligte sich endlich an den politischen Kämpfen seines Landes".

Eine derartige Intelligenz und ein derartiger Fleiß erklären, was unter dem bloßen Einfluß der Erziehung und des Schulstudiums E.s unerklärlich sein würde: die gründliche, vielseitige, allgemeine Bildung, die uns aus seiner öffentlichen Tätigkeit, aus allen seinen Schriften entgegen tritt und uns in Erstaunen setzt. Besonders in 3 Hauptrichtungen betätigte sich der Wissensdrang des Dichters und gestalteten sich seine Kenntnisse: in geschichtlicher, in literarischer, und in philosophischer Richtung. Bemerkenswert ist noch, daß alle diejenigen Wissensgebiete, die zu diesen 3 Hauptrichtungen in irgend einer Beziehung stehen, von ihm gleichfalls eifrig studiert worden sind. So interessierte er sich nicht bloß für die Literatur im eigentlichen Sinne, sondern überhaupt für alles was Kunst ist, in erster Linie für das Theater, ebenso auch für Malerei, Bildhauerkunst und Musik (M. E. „Memoriu . . . .", Abs. 6). Was das Geschichtliche und das Philosophische anlangt, so interessierten ihn sowohl die modernen wie auch die alten Quellen bis in die entfernte Vergangenheit der Inder. Seine sprachliche Bildung war eine vielumfassende. Er beherrschte die deutsche, die französische und die lateinische Sprache sehr gut, hatte — wie es scheint — gute Kenntnisse auch des Griechischen (Vlah., Fam. XXXVII, S. 70), das er als Schüler angeblich nicht eben gern gehabt haben soll

(Trib. 1902, Nr. 45), und soll die altslavische, italienische, türkische und albanesische Sprache verstanden haben. (M. E. 3, „Memoriu . .", Abs. 4); viel beschäftigte er sich auch mit dem Sanskrit (Scr. 82). In seiner Muttersprache war er ein unerreichter Meister. Er schaffte eine meisterhafte, reiche und gewandte dichterische Sprache, die für die abstraktesten Begriffe geeignet und der schönsten und klarsten Plastizität fähig ist. Die Kenntnis der verschiedenen rumänischen Mundarten in der Großen Walachei, Moldau, Bukowina und in Siebenbürgen, das eifrige Lesen der rumänischen Literatur, das unermüdliche Studium der alten Chronisten (Fam. XXXVII, 69) und der alten Sprachdenkmäler (s. Gaster, Lit. pop. rom. S. 577—79), schließlich die unerschöpfliche Quelle der Volkssprache und Volkspoesie, der er sich immer mit begeisterter Vorliebe zuwandte, — das alles, noch von dem ästhetischen Feinsinne des Dichters höchst begünstigt, hat ihm in der Entwickelung der rumänischen Sprache und des rumänischen Stils eine glorreiche Stellung gesichert. Die geschichtliche und philosophische Bildung des Dichters war gleichfalls vielumfassend, wie das seine verschiedenen Prosaschriften und Gedichte bezeugen. In den Jahren 1882 und 1883 widmete er sich besonders den exakten Wissenschaften, nämlich der Chemie, Mechanik und Differential-Rechnung*) (Slavici Brief). Auch scheint ihn die Astronomie interessiert zu haben; das beweist er unmittelbar selbst in der ersten „Satire"; auch die häufigen kosmischen Anspielungen, die in manchen seiner Gedichte, besonders in der zitierten Satire und im „Abendstern" vorkommen, bezeugen das. Daß E. sich mit den exakten Wissenschaften beschäftigte, wurde mir seitens desjenigen Freundes E.s bestätigt, der unbekannt zu bleiben wünscht.

*) Die Manuskripte E.s, die jetzt die rumänische Akademie in Bukarest besitzt, enthalten ganze Seiten über Magnetismus, Elektrizität, unbegreifliche mathematische Formeln etc. Wahrscheinlich sind manche davon in der Zeit geschrieben, wo der Keim des Wahnsinns zu wirken schon angefangen hatte. (J. A. Răd., Brief).

Er behauptet, der Dichter habe sich z. B. mit den Theorien der Wärme und mit der Graphostatik beschäftigt, — eine Nachricht, die um so glaubenswürdiger ist, als der betreffende Freund, der selbst ein Fachmann auf dem Gebiete der exakten Wissenschaften ist, die Kenntnisse des Dichters zu prüfen im Stande war. Derselbe Mann — mit dem E. sehr innige Beziehungen pflegte — behauptet mit Recht, dieser habe alle Wissenschaften von einem reinen selbstlosen Wahrheitsdrang bewogen, getrieben.

Man darf aber auch die Nachteile einer so vielseitigen intellektuellen Beschäftigung nicht verschweigen. So ist in erster Linie das Fehlen einer streng-wissenschaftlichen Methode in seinen diesbezüglichen Schriften und besonders die Unmöglichkeit eines zusammenhängenden Schaffens einer größeren wissenschaftlichen Arbeit auf einem bestimmten, fest begrenzten Giebiete zu nennen; nur daß diese Nachteile bei ihm viel weniger in Betracht kommen können, als man wohl glauben möchte. Die Beurteilung eines Mannes, wenn sie gerecht sein soll, darf niemals seine eigentliche Individualität und seine Zwecke außer Acht lassen. Eine solche objektive Betrachtung muß aber von vornherein feststellen, daß auch die Individualität E.s nicht für ein rein wissenschaftliches Wirken bestimmt war und auch seine Zwecke nicht rein wissenschaftlicher Art gewesen sind. Er war in erster und in letzter Linie Dichter, und als solcher mußte er sich eher eine encyclopädische, als eine fachmännisch-wissenschaftliche Bildung aneignen.

E.s Innenleben. Auch sein Innenleben — das bei der Behandlung seiner schriftstellerischen Tätigkeit und besonders seiner Dichtung näher zu beleuchten ist — zeigt uns dieselbe Zwiespältigkeit, wie die Individualität des Dichters überhaupt. Melancholie und Lebenslust, romantische Träumerei und ein außerordentlicher Tätigkeitsdrang, künstlerisches Genießen und leidenschaftliche politische Gefühle, höchst entwickelte Phantasie und Anlage zum abstrakten, philosophischen Denken, Liebe zur Natur und eine pessimistische Welt-

anschauung, tiefe religiöse Überzeugung*) und atheistische Anfälle.

Grundzüge in E.s Charakter. E.s Leben wie auch seine Tätigkeit zeigen uns die Selbstlosigkeit als einen stets im Vordergrunde stehenden Zug seines Charakters. Niemals hat er sich selbst und sein Interesse als Ziel hingestellt. „Eminescu war der unpersönlichste Mensch, den ich je kennen gelernt habe", sagt von ihm Negruzzi (C. L. XXIII, 289ff.). Hand in Hand mit diesem Grundzug seines Charakters geht eine Bescheidenheit, — eine Eigenschaft, die großen Talenten nicht allzu häufig eigen ist. Überall in der Öffentlichkeit zeigte er sich einfach und schlicht. Als ihm die Verleihung eines Ordens in Aussicht gestellt wurde, wehrte er sich energisch dagegen. (Ed. M X) Hinsichtlich seiner literarischen Erzeugnisse bewahrte der Dichter diese vollkommene Bescheidenheit. Aus Wien schrieb er an Negruzzi, er könne ruhig die nicht gelungenen Strophen seiner Gedichte streichen, denn „er sei in das, was er schreibe, keineswegs verliebt" und „er wisse wohl, daß auch das, was stehen bleibe, keinen besonderen Wert habe" (C. L. XXV, 903ff.).

Aber die Bescheidenheit des Dichters bedeutete bei weitem nicht, daß er sich seines Talentes und seiner hervorragenden Persönlichkeit nicht bewußt gewesen sei. In der zweiten Satire (Şar. LIV) spricht er mit einer großen Verachtung von den Menschen seines Zeitalters und ihren Gefühlen (sei es Haß, sei es Lob) ihm gegenüber:

„De-oi urma să scriu în versurĭ, teamă-mĭ e ca nu cumva
„Oamenii**) din ziua de-astăzĭ să mă'nceap' a lăuda.
„Dacă port cu ușurință și cu zimbet a lor ură,
„Laudele lor de sigur m'ar mîhni peste măsură. (S. 139)

*) „Für die Religion seiner Vorfahren — schreibt sein Freund — hatte er ein tiefes achtungsvolles Gefühl". Dafür spricht auch sein mystisches Gedicht „Rugăciune" (Şar. CI), und manche seiner politischen Aufsätze (s. z. B. „C. d. a." 27ff.,). Dagegen schlägt er in „Imp. și Prol." (Şar. XXV), in „Rug. unui Dac." (Şar. XLI) atheistische Saiten an.

**) In dem ursprünglichen Texte, den der Dichter in der „Junimea"

Ein wunderbares Bild veranschaulicht uns das Bewußtsein, das der Dichter von dem unvergänglichen Wert seines Schaffens hatte, in dem Gedichte „Cum ai putut", wo er seiner Geliebten den künftigen Ruhm seiner Dichtung verkündet:

„In mintea vremilor ce vin
Va răsări cuvîntu-mĭ,
Cu' ntreg al sufletului chin,
Ca iarba pe mormîntu-mĭ.

(P. P. 90)

Das Selbstbewustsein E.s hinsichtlich seines Schaffens wird auch durch die große Empfindlichkeit bestätigt, die er bei der Kritik, die in der „Junimea" manchmal an seinen Gedichten geübt wurde, zeigte. Negruzzi charakterisiert ihn als eines der empfindlichsten Mitglieder jener Gesellschaft. Mehrmals geschah es, daß infolge irgend einer kritischen Bemerkung, der Dichter mitten im Vorlesen plötzlich stehen blieb und nur mit großer Mühe konnte man ihn bewegen, weiter zu lesen (Omagiu, S. 8f.).

Auch ein berechtigter Stolz gehörte dem Grundzuge seines Charakters an. Lieber litt er das größte Elend, als daß er eine Unterstützung annahm, die er als seine Würde verletzend ansah. Selbst in den schweren Tagen seiner Krankheit und Not blieb er in dieser Beziehung derselbe; seine Schwester schreibt von ihm, er sei „stolz ohne Gleichen" (Scr. 125).* Im Jahre 1876 verlangte der Kultusminister von ihm die Rückzahlung einer Summe von 100 Dukaten, die ihm, wie es scheint, nicht als Darlehn, sondern als Unterstützung für seine

---

vorgelesen hatte, klangen diese Verse noch unbarmherziger, da von ihm statt „oamenii" — „famenii" und statt „mîhni" — „scîrbi" geschrieben worden war. Nur infolge einer langen Debatte, in welcher manche Mitglieder diese Wörter als zu scharf bezeichneten, gab er nach und nahm die vorgeschlagenen Veränderungen an (I. L.C. 29f.)

*) Dasselbe bestätigt I. L. C. (15): „Dieser E. hat viel gelitten, aber er hat sich nie beugen lassen; er war ein Mann aus einem Guß und aus keinem alltäglichen".

Studien in Berlin bewilligt worden waren. Würdevoll und stolz antwortete der Dichter, er sei sofort bereit, die Berechtigung der Forderung anzuerkennen, obwohl er von einem Darlehn nichts wisse, und er empfehle für die Deckung der Summe ein Drittel seines monatlichen Gehaltes (Nr. 222 d. Aktenstücke d. Schulinspektorats zu Jassy für 1876). Also kein bittendes Wort und kein Verweigern der Zahlung, obgleich die Forderung nicht eben einwandfrei und seine materielle Lage nicht besonders günstig war, — sondern die stolze Antwort eines Mannes, der seine Pflicht wohl kennt, zu Bitten aber keineswegs geneigt ist.

Zwei andere Grundzüge von E.s Charakter sind seine Wahrheitsliebe und seine Furchtlosigkeit, die durch alles, was er im öffentlichen Leben geschrieben und getan hat, bestätigt werden. Er war ein Mann, der niemanden fürchtete, und dem seine Überzeugungen allein Wort und Tat bestimmen konnten. Selbst in seinen politischen Schriften, wo er übermäßig leidenschaftlich auf die Gegner seiner Partei losging, spiegelte sich überall eine volle Aufrichtigkeit wieder, und seine Aufsätze erwecken in jedem Unbefangenen den Eindruck, ihr Verfasser habe immer nur das geschrieben, was er gefühlt und geglaubt hat.

Allerdings hat der Charakter E.s auch seine Schattenseiten (Scr. 113 I. Reihe), die der unvollkommenen menschlichen Natur überhaupt, und der psychischen Zwiespältigkeit des Dichters im besonderen entspringen. So ist er in erster Linie immer ein sehr unpraktischer Mensch gewesen und seine Tugend nicht an sich selbst zu denken, wurde nur zu oft ein Charakterfehler, dem seine unregelmäßige Lebensweise und manche andere üble Eigenschaften (wie Leichtsinn, Unbeständigkeit u. dergl. mehr) nicht in geringem Maße zuzuschreiben sind. Dann ist noch eine gewisse Weichlichkeit und mit dieser verbunden ein starker Zug von Sinnlichkeit in seinem Charakter nicht zu verkennen (J. L. C. 13 f.) Doch konnte diese Weichlichkeit nie jener zähen männlichen Energie, die E. eigen war, irgend welche Schranken setzen, und trotz der sinn-

lichen Neigungen blieb sein moralisches Innenleben, so lange er gesund war, aller Verdorbenheit fremd.

Darum will und darf ich diesen Schwächen auch keine besondere Aufmerksamkeit zuwenden, um nicht in jenen Fehler zu geraten, den der Dichter selbst an manchen engherzigen Biographen so herrlich verspottet hat:

„Dann durchstöbern sie Dein Leben, emsig suchend zu entdecken
Niederträchtigkeit, Skandale, schwarze Seiten, viele Flecken,
Denn das bringt Dich ihnen näher; nicht das Licht, das Du erstrebt
Einst hinieden auszugießen, was vom Staube an Dir klebt,
Schwachheit, Sünde, Schuld, Verzagen, alles Leid, das stets sich band
Auf verhängnisvolle Weise an die erdgeborne Hand,
All die kleinen Nichtigkeiten, Deiner Seele Qual und Nacht
Wird sie anziehn mehr als alles, was Du Hohes je gedacht."
(1. Satire, R. Dicht. S. 206.)

E.s Bestrebungen und Ideale. Wo haben wir nun den Brennpunkt dieser Bestrebungen und Ideale zu suchen? Seltsamer Weise eben auf dem Gebiete, wo der Dichter von manchen Kritikern (S. Gram. St. cr., A. D., Rev. C. II, 193ff., 386ff.) auf das schärfste angegriffen und beschuldigt worden ist: in seinen Bestrebungen und Idealen für das Wohl seines Vaterlandes, für das Blühen und Gedeihen seines Volkes, denn hier liegen die größten und letzten Ziele seines Lebens und seiner Tätigkeit. Diese Ziele hatte er sich schon damals gesetzt als er aus Berlin nach Rumänien zurückkehrte (vgl. sein Brief von 1882) und sich hier niederließ. Seine Betätigung als Bibliothekar, sein Wirken als Schulinspektor, sein langjähriger, unermüdlicher Kampf als politischer Schriftsteller, alles ist im letzten Grunde von seiner Volks- und Vaterlandsliebe beseelt. Dies bildet die Grundstimmung einer seiner schönsten Dichtungen, der 3. Satire (Şar. LV) und mancher anderen Gedichte, wie auch eines großen Teils seiner Prosa-

schriften. Allerdings hat er seine nationalen Bestrebungen und Ideale in der Art, wie er sie fühlte und verstand, und nicht in der üblichen Art des konventionellen Patriotismus geltend gemacht. Keiner haßte wie er so tief und so leidenschaftlich die patriotische Phrase und die demagogischen Patrioten. Seine Wut gegen diese war grenzenlos; seine Schriften enthalten hierüber äußerst scharfe und sehr treffende Bemerkungen. Er war sich wohl bewußt, daß nur die redliche Arbeit für das allgemeine Wohl, nur das Studium der tatsächlichen Zustände des Landes und des Volkes, nur der ernste Wille die Übel zu beseitigen, das Streben jedes guten Stammesgenossen zu leiten habe. Nicht die Äußerlichkeit der nationalen Gesinnung, nicht die verschiedenen nationalen Festlichkeiten und der kritiklose nationale Optimismus, sondern das Eindringen in den Kern aller nationalen Angelegenheiten, das Eingreifen in die gegebenen Tatsachen, das Begreifen des Wesens seines Volkes und der Bedürfnisse seines Vaterlandes, das selbstlose Wirken für die Nation, nur das ist wahrer Patriotismus. Keine Falschheit der Gesinnungen, keinen überschwenglichen, leichten Idealismus konnte er leiden; nur eine nüchtern überlegende, realistische nationale Gesinnung war ihm willkommen. Daher rührte auch sein Haß gegen jene oberen Schichten der rumänischen Gesellschaft, die er als eine wenig glückliche Mischung von Griechen, Bulgaren und Armeniern betrachtete, die kosmopolitischen, oberflächlich aus dem Auslande eingeführten Ideen huldigte; daher die Hochachtung, die er für die alten rumänischen Bojaren hatte, daher auch die Begeisterung, mit der er seine nationale Gesinnung allen rumänischen Volksgenossen, seien sie aus dem Königreiche oder außerhalb desselben, zuwandte. (S. „Doina", Sar. LVII; „La arme", P. P. 35, C. L. XXV, 903 ff. Brief E. an Negruzzi; Nov. 149 ff; Div. 1—36).

Es ist wahr, eine pessimistische Grundstimmung kennzeichnet die Volks- und Vaterlandsliebe E.s, doch beweist uns diese Grundstimmung, wie er aus vollem Herzen für die Zukunft seines Landes und seiner Nation überhaupt besorgt war.

Und wer weiß, ob eine solche pessimistische Grundstimmung einer optimistischen nicht vorzuziehen ist, zumal wenn es sich um solche nationale Zustände handelt, wie die von E. durchlebten, und wenn die pessimistische Auffassung nicht zur Verzweiflung und Untätigkeit, sondern zu einer um so angestrengteren Arbeit für das öffentliche Wohl wirkt, wie es bei ihm tatsächlich der Fall war.

Tragik in E.s Leben. Ob von einer Tragik in E.s Leben die Rede sein kann, darüber besteht für diejenigen, die sein Schicksal näher kennen, kein Zweifel. Der Dichter lebte größtenteils inmitten solcher Umstände, mit denen er fortwährend kämpfen und denen er schließlich unterliegen mußte. Ich meine damit hauptsächlich seine furchtbare Krankheit und seinen Wahnsinn. Dazu gesellten sich weiter eine Menge äußerer Umstände, die sein Leben verbitterten: lange Jahre hindurch ist er von seinem Volke unbeachtet geblieben und sein Talent von vielen unterschätzt worden; in seiner öffentlichen Tätigkeit widerfuhren ihm schreiende Ungerechtigkeiten; in materieller Beziehung mußte er fortwährend gegen Not und Entbehrungen kämpfen. Als er trotz alledem sich aus diesen traurigen Umständen zu den höchsten Stufen künstlerischen Schaffens emporgerafft hatte, da kamen jene qualvollen Jahre der geistigen und körperlichen Zerrüttung, leidvolle Augenblicke von hellem Bewußtsein und scheinbarer Besserung, bis er schließlich dem bösen Schicksal seines Lebens unterliegen mußte. Das ist ohne Zweifel eine Tragik, ja sogar eine erschütternde Tragik, die den Dichter uns menschlich um so näher bringt, seine Persönlichkeit aber für die Nachwelt um so beachtenswerter gestaltet.

B. Eminescus Prosaschriften.

I. Allgemeine Betrachtungen über die Werke E.s; ihre verschiedenen Arten und Ausgaben.

Zu Lebzeiten unseres Dichters ist kaum ein Band Gedichte von ihm erschienen; die anderen Schriften waren in

erschiedenen Zeitschriften und Zeitungen zerstreut; von seinen anuskripten wußte man damals sehr wenig. Erst geraume eit nach dem Tode des Dichters wurden auch andere seiner erke in mehreren Bänden gesammelt. Gegenwärtig werden ch seine Manuskripte veröffentlicht. Ein Band Gedichte s ihnen ist bereits erschienen, weitere sollen folgen.

Was die schriftstellerische Tätigkeit E.s betrifft, so ist wenig umfangreich auf schönwissenschaftlichem Gebiete, er sehr umfangreich, wenn man auch seine politischen Aufze mitzählt. Immerhin hat er weniger geschrieben, als an von seiner unermüdlichen Schaffenslust hätte erwarten nnen. Besonders sein dichterisches Talent war ein so unschöpfliches, daß er die Freunde der rumänischen Literatur den weitgehendsten Hoffnungen auch hinsichtlich des Umngs und der Zahl seiner Werke berechtigte. Vor allem ist erbei zu berücksichtigen, daß ihm die Zeit zum Schaffen hlte.

Ziemlich spät hat sich der Dichter zu seiner vollständigen eife entwickelt, und kaum 33 Jahre alt, wurde er vom ahnsinne befallen. Es kamen dann noch die langen Jahre r Krankheit, voll Leiden und Verzweiflung, die ihn mit nur rzen Unterbrechungen bis an seinen Tod gequält haben, e armseligen materiellen Verhältnisse, aus denen, wie wir ersten Teile gesehen haben, der Dichter nie heraus kam.

Die verschiedenen Arten und die Ausgaben der erke E.s. Wenn man E.s ganzes Schaffen kennen und durch ein treues Bild seiner schriftstellerischen Persönlichit gewinnen will, so muß man unbedingt alle Schriften, ren Verfasser er ist, ohne Rücksicht darauf, ob sie der Litetur im engeren Sinne angehören oder nicht, in Betracht hen, nur dadurch kann man seiner Bedeutung in dem rumänischen Geistesleben gerecht werden. Eine derartige Aufbe erachte ich um so mehr als notwendig, als alle Kritiker, e sich mit E. befaßten, ihn vorzugsweise als Dichter behanlt haben.

Die Werke und Schriften E.s sind uns aber bis heute

noch bei Weitem nicht alle bekannt; keine einzige vollständige Ausgabe steht uns zur Verfügung; noch weniger irgend eine kritische Ausgabe, sei es seiner Gedichte, sei es seiner Prosaschriften.

Außerdem hat er verschiedene politisch-geschichtliche oder kultur-geschichtliche Abhandlungen, kleinere wissenschaftliche und literarische Schriften und eine große Anzahl politischer Aufsätze veröffentlicht; auch einige Übersetzungen sind ihm zu verdanken. Das unveröffentlichte Material ist gleichfalls mannigfaltig und von Bedeutung, wenn auch, weil meist unvollendet, nicht von so hohem aesthetisch-literarischem Werte.

1. Gedichte. Der erste Band von E.s Gedichten ist von Maiorescu im Jahre 1883 herausgegeben worden. Er ist von dem Herausgeber mit großer Sorgfalt zusammengestellt, nur ist er weder eine vollständige noch kritische Ausgabe der von E. bis zu jenem Jahre geschriebenen Gedichte, sondern bloß eine von M. gemachte Auswahl von 73 derselben. Die Veröffentlichung ist während der Abwesenheit des Dichters aus dem Lande geschehen; M. betont ausdrücklich, daß die „Gedichte von E. selbst nicht nachgesehen worden sind, infolgedessen jener Verbesserungen entbehren, die er wenigstens in den alten („Venere şi Madonă", „Mortua est", „Egipetul", „Noaptea", „Inger de pază", „Impărat şi proletar", „Rugăciunea unuï Dac", Inger şi demon) durchzuführen dachte" (Ed. M. Vorwort IV). Nach dem eigenen Bekenntnis M.s ist der Band „für die Liebhaber der rumänischen Literatur", also nicht von wissenschaftlich-kritischen Gesichtspunkten aus zusammengestellt. So ist es erklärlich, daß der Herausgeber, in seiner Eigenschaft als intimer literarischer Freund des Dichters und noch dazu als einer der kompetentesten rumänischen Kritiker und Aesthetiker manches an den Gedichten geändert hat, wie J. L. C. (29 ff.) behauptet. Eine Feststellung des ursprünglichen Textes, d. h. die Herstellung der von dem Dichter selbst geschriebenen Gedichte ist bis jetzt noch nicht versucht worden; mir war die Aufgabe gleichfalls zu lösen unmöglich, da ich die betreffenden Manuskripte nicht bekommen

konnte. Der von M. herausgegebene Band hat bis 1895 sieben Auflagen erreicht.

Im Jahre 1890 veröffentlichte ein anderer Freund des Dichters, V. G. Morțun, den Band „Proză și versuri“ (Jassy), welcher sowohl Prosawerke wie Gedichte enthält. Die Prosawerke enthalten ein Märchen „Făt frumos din lacrimă“, eine Novelle „Sermanul Dionis“ und eine kultur-politische Abhandlung „Influența austriacă“. Unter den Gedichten finden wir mehrere, die in dem Bande Maiorescus nicht aufgenommen worden sind; zwölf davon sind Jugendgedichte. Auch der Band Morțuns ist keine kritische Ausgabe. Er enthält aber ein Verzeichnis (245 ff.), in dem die genaue Angabe des ersten Erscheinens jedes Stückes zu finden ist. Übrigens enthält auch dieser Band kein bis dahin ungedrucktes Erzeugnis E.s.

Einige Jahre später (bestimmt kann ich die Zeit nicht angeben, da das betreffende Buch keine Jahresangabe trägt) erschien eine mit einem Vorwort von Xenopol versehene Ausgabe der Gedichte E.s, die der Brüder „Șaraga“ in Jassy. Diese enthält 102 Gedichte und zehn Volkslieder oder in volkstümlichem Tone verfaßte Lieder E.s. Doch sind das nicht sämtliche Gedichte (Poezii Complecte), wie in dem Titel des Buches gesagt wird, sondern nur die bis zu jener Zeit veröffentlichten Gedichte. Erst später erschienen neue, der Offentlichkeit vollständig unbekannte, seinen Manuskripten entnommene Dichtungen E.s.

Die Zusammenstellung der Gedichte ist eine chronologische, wobei das Datum der Veröffentlichung in den verschiedenen Zeitschriften angegeben wird. Ein Verdienst der Ausgabe ist auch die Herstellung des ursprünglichen Textes mancher Gedichte, die auf Grund einiger von dem Buchdrucker G. Butmann aufbewahrter Manuskripte des Dichters durchgeführt worden ist. Noch wäre — nach der Behauptung X.s, der der eigentliche Herausgeber des Buches ist, — die genauere Wiedergabe mancher Gedichte zu erwähnen, die in den vorangegangenen Ausgaben mehrere sinnstörende Druckfehler ent-

halten haben sollen. In dieser Beziehung ist aber auch die Ausgabe Şaragas nicht einwandfrei, denn es finden sich in ihr ziemlich viele zum Teil recht störende Druckfehler. Ich erwähne hier nur einen, nicht einmal in der neuesten Auflage (1902) verbesserten: das Fehlen von zwei ganzen Zeilen in dem Gedichte „Inger şi Demon“ (S. 42 ff. in der letzten Aufl.). 13. Strophe. Das ist um so merkwürdiger, als dieses Gedicht zweimal in demselben Bande gedruckt ist, das zweite Mal mit fünf neuen Strophen, die nur in dem Manuskripte vorhanden sind, in dem zweiten Druck aber die angedeutete Halbstrophe vollständig ist. Die Gedichte „Viaţa“ und „Stelele'n cer“ sind aus dem Jahre 1865, als der Dichter erst 15 Jahre zählte, datiert, was unmöglich richtig sein kann. Ein Grund für Angabe des Jahres 1865 wird auch nirgends angegeben. Publiziert wurden sie erst nach dem Tode des Dichters. Die Ausgabe Şaragas verbreitete sich, besonders infolge ihrer Billigkeit als Volksausgabe außerordentlich rasch, so daß sie jetzt schon das 14. Tausend erreicht hat.

Im Jahre 1901 erschien eine neue Ausgabe der Gedichte E.s (bei Leon Alcalay, Bukarest). Diese ist weniger vollständig als die der Brüder Şaraga. Sie enthält in genauer Wiedergabe die Gedichte, die in dem Bande Maiorescus aufgenommen worden sind, und noch zwei dazu („La Bucovina“ und „La moartea lui Aron Pumnul“), die sowohl bei Morţun wie bei Şaraga zu finden sind. Doch etwas neues bringt uns auch diese Ausgabe, nämlich die „biographische Notiz“ über den Dichter aus der Hand seines Bruders, des Hauptmanns E. Es wäre noch zu bemerken, daß dieselbe Ausgabe Alcalays in zwei Formaten erschienen ist: in einem größeren und in dem kleinen Format der volkstümlichen „Biblioteca pentru toţi“.

Im Sommer 1902 erschien schließlich ein Band (Poesii postume) bis dahin ungedruckter Dichtungen E.s, die den von Maiorescu bewahrten und jetzt der Akademie übergebenen Manuskripten entnommen sind. Dieser Band wurde von Nerva Hodoş (Bukarest, Tip. „Minerva“) herausgegeben und enthält 63 teils neue, teils Varianten schon bekannter Gedichte. Doch

ist diese neueste Ausgabe gleichfalls unkritisch; es werden uns keine Nachrichten über die Zeit der Entstehung der enthaltenen Gedichte oder sonstige Erklärungen, die man aus den Manuskripten schöpfen konnte, gegeben. Ein solcher Mangel ist um so größer, als es sich in dem vorliegenden Falle nicht nur um neue Dichtungen handelt, sondern um solche Erzeugnisse, die unmittelbar den Manuskripten des Verfassers entnommen sind. Die Sache wird noch dadurch erschwert, daß man in den meisten Fällen mit ersten Entwürfen des Dichters zu tun hat, die er höchstwahrscheinlich nicht einmal durchsehen, geschweige ausarbeiten konnte.

2. Prosaschriften. Bis jetzt haben wir außer dem erwähnten Bande Morţuns drei Bände Prosaschriften E.s zu verzeichnen: „Nuvele“ (Şaraga 28), „Diverse“ (Şaraga 28) und der dritte „Culegere de articole d'ale lui M. Eminescu“ der von N. Filipescu (Bukarest, 1891) zusammengestellt und veröffentlicht wurde, wie ich vom Herausgeber erfahren habe.

Der Band „Nuvele“ enthält außer den schon von Morţun herausgegebenen Schriften „Făt-frumos din lacrimă“ und „Sermanul Dionis“ einige Erzählungen („La Aniversare“, „Cesara“, „Sinucidere“, „Sf. Gheorghe“) und zwei Aufsätze, einen philosophischer („Cristos a'nviat“), einen. anderen politisch-geschichtlicher Natur („Răpirea Bucovinei“). Als Anhang ist noch eine biographische Notiz von N. A. Bogdan über E. als Redakteur der Zeitung „Curierul de Iassi“ hinzugefügt.

Der Band „Diverse“ enthält folgende Schriften des Dichters: „Revista externă,“ die schon erwähnte größere kulturpolitische Abhandlung über die Lage der Rumänen in Oesterreich-Ungarn; „Influenţa austriacă asupra Românilor din Principate“, die sich auch bei Morţun findet; drei wissenschaftliche Aufsätze („Observaţii critice“, „Incă odată recensiunea logicei Maiorescu“, „O scriere critică“); eine aesthetisch-literarische Abhandlung (Repertoriul nostru teatral“) und das Programm der Zeitschrift „F. Bl.“ Außerdem enthält er noch die drei Aufsätze I. L. C.s über den Dichter („In Nirvana“,

„Ironie", „Două note", — „N. s. Sch." 7—36) und mehrere wichtige biographische Notizen über E.

Der von N. Filipescu herausgegebene Band umfaßt eine größere Anzahl politischer Aufsätze, die der Dichter als Leiter der Zeitung „Timpul" in der Zeit von 1880—1881 veröffentlicht hat. Diese schon an sich wertvolle Zusammenstellung hat eine um so größere Bedeutung, als sie bis jetzt die einzige ist, die auch den politischen Schriften E.s die gebührende Aufmerksamkeit schenkt und damit einen wichtigen Teil der geistigen Arbeit des Dichters aus den vergessenen Blättern des „Timpul" wieder ans Licht gebracht hat. Filipescu, der die Tätigkeit E.s am „Timpul" genau kannte, hat auch das Verdienst, die Fesstellung aller von dem Dichter in dieser Zeitung veröffentlichten Aufsätze, von denen kein einziger unterschrieben oder irgendwie als von ihm herrührend bezeichnet ist, ermöglicht zu haben, indem er in den zusammengestellten Aufsätzen Vergleichsmittel hinsichtlich des Stils, der Ideen, der behandelten Fragen gibt.

Andere gedruckte Schriften E.s. Es gibt noch eine Anzahl gedruckter Schriften des Dichters, die in keinem der erwähnten Bände, sondern nur in Zeitschriften oder Zeitungen veröffentlicht worden sind. So ein längeres Gedicht „Apari să dai lumină", das im Jahre 1895 in C. L. XXIX, 527ff. erschienen ist.*) Die Zeitschrift Fam. (1866 Nr, 33—37 und 1899 Nr. 26ff.) enthält die Übersetzung einer Erzählung — „die goldene Kette" — von Onkel Adam. Die metrische Übersetzung von Augiers Lustspiel „Le joueur de flûte" (C. L. XXIX) befindet sich gleichfalls in keinem Bande seiner Werke.

Ich erwähne noch eine schöne metrische Übersetzung einer von Carmen Sylva deutsch verfaßten Ballade („Vîrful cu dor"), deren Text einer Komposition Zd. Lubicz's als Unterlage diente, die ich nur in einem Konzertprogramme

*) Drei Strophen dieses Gedichtes (die 7., 8. und 9.) sind in der Zeitschrift „Sămănătorul" (Nr. 6, 1902) irrtümlicherweise als selbständiges ungedrucktes Gedicht unter dem Titel „Cine eşti" erschienen.

des rumänischen Gesangvereins in Hermannstadt (27. Juni 1895) gesehen habe.

Schließlich muß ich eine falsche Angabe Cristeas (S. 60) berichtigen, der die Behauptung aufstellt, der Dichter habe auch „Wallensteins Tod“ von Schiller übersetzt. In Wahrheit ist die Übersetzung Maiorescus Schwester zuzuschreiben, die das Werk mit dem Anfangsbuchstaben E. M. gezeichnet hat. Diese Buchstaben haben Cristea dahin irre geführt, aus ihnen ohne Weiteres Eminescu Mihail heraus zu lesen, obwohl die Übersetzung schon 1866 erschienen ist, als der Dichter kaum 16 Jahre alt war.

Die ungedruckten Schriften. Die Frage nach E.s hinterlassenen Schriften ist bis heute noch nicht ganz klar. Bekannt war, daß eine Anzahl seiner Manuskripte von Maiorescu aufbewahrt wurde (J. Chendi Trib. Pop. VI Nr. 22). Der Verbleib einer Anzahl anderer Manuskripte E.s, die nach seinem Tode angeblich von drei bis jetzt unbekannt gebliebenen Freunden aus seiner Wohnung weggenommen worden sind (M. E. 4, die Notiz: „La cine sunt manuscrisele lui Eminescu?“), kann heute noch nicht festgestellt werden, auch ist es unentschieden, ob die betreffende Vermutung überhaupt begründet ist. Über die schon bekannten Manuskripte gibt uns J. Chendi a. o. a. O. folgende Mitteilungen:

„Sie enthalten mehrere dramatische Bruchstücke, darunter ein „Bogdan Dragoș“ betiteltes metrisches Drama, das beinahe vollendet ist (eine Scene daraus siehe P. P. 51). Von einem anderen Drama „Văduva din Efes“ hat der Dichter nur das Scenarium entworfen; dann existiert noch ein Akt eines Lustspieles. Die Manuskripte enthalten weiter drei Märchen: „Finul lui Dumnezeu,“ „Borta vîntului,“ „Frumoasa Lumei.“ Sie sind in dem von J. Chendi herausgegebenen Bande „M. Eminescu. Opere Complete. I. Literatura Populară“ Bucarest, „Minerva,“ 1902, zu finden. Der Band ist erst in jüngster Zeit erschienen, als ich meine Abhandlung schon abgeschlossen hatte. Daher konnte ich ihn leider nicht mehr benutzen. Er enthält: a) Volkslieder, b) volkstümliche Ge-

dichte E.s, c) das bekannte Märchen „Fĕt frumos din lacrimă“ und die drei erwähnten Volksmärchen. Der Herausgeber hat das Material größtenteils den Manuskripten des Dichters entnommen und es mit kritischem Sinn zusammengestellt; auch die Varianten in den verschiedenen rumänischen Volksliteratursammlungen hat er angedeutet. In einem längeren Vorwort gibt er uns auf Grund der hinterlassenen Papiere E.s eine Skizze der literarischen Persönlichkeit des Dichters; er hebt besonders das nationale und das romantische Moment hervor und beleuchtet zugleich manche Beziehungen E.s zu der deutschen Romantik.

Ferner finden sich in verschiedenen Heften Hymnen, eine Ode auf den Dichter Andrei Mureşanu. Wichtig ist noch, daß die Manuskripte auch die Kollegienhefte E.s aus seiner Studienzeit in Wien enthalten. Besonders erwähnenswert sind einige Notizen über die Kosmogonie des Buddhismus, mit dem sich der Dichter viel beschäftigt zu haben scheint; dann der Anfang einer Übersetzung der Kantischen „Kritik der reinen Vernunft“ (M. E. „Memoriu asupra lui Eminescu,“) (J. A. Rădulescu, Brief) und eine Besprechung der Ideen Macchiavellis. Mit Kant hat er sich auch in einer besonderen Prosaschrift befaßt: es ist das ein Dialog des Dichters mit einem Greise über die Ideen des großen Königsberger Philosophen.

Der größte Teil der Manuskripte besteht aber aus Gedichten und Varianten schon bekannter Dichtungen, die — nach der Berechnung Chendis — den Inhalt noch zweier Bände bilden werden. In manchen Heften findet man ganze Reihen von Reimen und Bemerkungen über Rythmus und Metrik, die uns einen wertvollen Beweis dafür bieten, wie ernst es E. mit seiner dichterischen Kunst meinte. Sie enthalten weiter eine Menge Volkslieder.

Zerstreut finden sich biographische Angaben, dann hier und da eine philosophische Sentenz oder irgend eine sonderbare Bemerkung, beispielsweise — „alles was aus Siebenbürgen kommt, werde ich mit Sanskrit-Buchstaben schreiben.“

Ein wichtiges Manuskript befindet sich in der Zentral-Bibliothek zu Jassy und enthält eine von dem Dichter herrührende Sanskrit-Grammatik (M. E., 3, „Memoriu").*

Aus diesen kurzen Mitteilungen geht hervor, daß die ungedruckten Schriften E.s eine größere Bedeutung für den Literaturhistoriker, als für den Aesthetiker haben, da sie teils unvollendet geblieben, teils nur im Entwurf vorhanden sind. Eine Ausgabe der in den Manuskripten niedergelegten Schriften E.s ist für die nächste Zeit in Aussicht gestellt (P. P. Vorwort; „Libertatea" aus Brooss, Siebenbürgen, I, Nr. 14). Über die Gedichte und Varianten dazu hat bis jetzt J. A. Rădulescu zwei eingehendere Aufsätze in C. L. (XXXVI, Nr. 4 und 5) veröffentlicht, worin er eine große Anzahl von Beispielen mit kritischen Bemerkungen angibt.

II. Eminescus grössere politische Abhandlungen.

Um die Entwickelung der politischen Ansichten E.s zu veranschaulichen, halte ich mich an eine Besprechung der verschiedenen Schriften in möglichst chronologischer Reihe. Hinsichtlich der Behandlung selbst, scheint mir die Besprechung jeder einzelnen Schrift geeigneter; nur die politischen Aufsätze im „Timpul" — die ein zusammenhängendes Ganze darstellen — werde ich zusammenfassend betrachten.

1. Revista externă (Div. 1—36) beschäftigt sich mit der politischen und kulturellen Lage der Rumänen in Oesterreich-Ungarn. Unmittelbaren Anlaß dazu hat dem Verfasser die damals (1876) aktuelle Frage der Stellung Rumäniens gegenüber „den zwei großen geschichtlichen Strömungen, der nordöstlichen, die die Gestalt Europas umändern, und der westlichen, die den status quo behalten will" (S. 1) gegeben. Gleich am Anfang spricht er seine Meinung über die orientalische Frage in dem Sinne aus, — „daß die Zukunft des

*) Ich habe in Jassy feststellen können, daß es sich um eine wörtl. Übersetzung von 319 §§ der „Krit. Gramm. der Sanskrit-Spr. von Fr. Bopp" II. Ausg. Berlin 1845 handelt, aufbewahrt in drei Heften. — In Scr. 87, behauptet Henriette irrtümlich, der Dichter habe ein Sanskrit-Wörterbuch verfaßt.

Orients eine Konföderation von Völkern ist, in der die Gleichheit der Nationalitäten und Sprachen, auf welchem Boden sie sich auch befinden sollten, die Hauptsache sein wird, und die Staatenbildungen eine Nebensache." (S. 1f.) Die Umgestaltung des Orients kann unter zwei Schutzherrschaften stattfinden; unter der Rußlands, oder unter der Oesterreich-Ungarns, die unmittelbar die abendländische Politik vertritt. Infolgedessen ist ein diesbezüglicher Entschluß Rumäniens von der Nationalitätenpolitik Oesterreichs im allgemeinen und insbesondere von seiner Politik gegenüber den Rumänen abhängig. So kommt der Verfasser auf den eigentlichen Kern seiner Abhandlung, auf die Lage des rumänischen Volksstammes in der habsburgischen Monarchie. Er bespricht die Frage besonnen und nüchtern, wie aus folgendem Grundprinzip deutlich hervorgeht: „das Ideal der Rumänen in allen Teilen des trajanischen Daciens ist die Aufrechterhaltung der tatsächlichen Einheit ihrer angestammten Sprache und nationalen Kirche. Es ist dies ein ideales Dacien, aber es verwirklicht sich von Tag zu Tag, und wer weiß, ob es dem politischen nicht vorzuziehen ist." (S. 3). — Zuerst bespricht er die Lage der Rumänen in Ungarn, die bekanntlich eine wegen der magyarischen Gewaltherrschaft sehr ungünstige war und noch ist. Sein Zweck ist „ein modus vivendi und ein beständiges, einiges Zusammenwirken auf diesem Boden der Feindschaft und des Hasses, auf dem ein Volk das andere zu verschlingen und ein Mensch den anderen zu vernichten sucht." Aber für die Erlangung dieses Zwecks sei es notwendig, daß die Magyaren die berechtigte nationale Entwickelung der Rumänen nicht mehr hindern, wie es gegenwärtig geschieht. Dieselbe Forderung stellt er hinsichtlich der Rumänen in der Bukowina auf, die gleichfalls von der Regierung in ihrer nationalen Entwickelung gehemmt werden.

Uns interessieren weniger die Einzelheiten seiner Ausführungen*), als vielmehr der daraus hervorgehende Glaube

*) In seinen Auseinandersetzungen über die Lage der Rumänen in

an die nationale Zähigkeit des rumänischen Volkes, ein Glaube, der sowohl einen Grundstein seiner politischen Tätigkeit als auch den höchsten Ausdruck seines politischen Bekenntnisses bildet (S. 86).

Es ist ohne Zweifel ein herrlicher Glaube, der uns die Idealität und die Festigkeit der nationalen Gesinnungen E.s zeigt. Ein Optimismus tritt hierin zu Tage, der um so beachtenswerter ist, als der Dichter nicht nur hinsichtlich anderer Lebens- und Weltaufgaben, die ihn je beschäftigt haben, sondern selbst hinsichtlich der Zukunft seiner Nation nicht selten pessimistische Anschauungen vertritt.

2. „Influența austriacă asupra Românilor din Principate." (Div. 37ff. P. s. V. 127ff.)* Diese Abhandlung bespricht eine wichtige Frage der Kulturgeschichte Rumäniens. Sie ist zwar keine streng wissenschaftliche Leistung, trotzdem hat sie infolge der oft wertvollen, immer originellen Ideen des Verfassers eine unbedingte Bedeutung in der rumänischen Literatur. Ihr größter Wert besteht aber in dem Umstand, daß sie uns die politische Individualität E.s in heller Beleuchtung darstellt.

Er sagt „Oesterreich besteht durch die Zwietracht seiner Völker. Um sie ewig gebunden und ewig in Zwietracht zu erhalten, bedarf es eines internationalen Elementes ohne Vaterland, ohne Nationalität, ohne Muttersprache, eines Elementes, das in Tirol, wie in Böhmen, in Galizien, wie in Siebenbürgen zu Hause ist. Dieser Kosmopolit reinsten Wassers war für diese [habsburgische] engherzige Dynastie der katholische Pfarrer. Dieses Element, das keine Familie hatte, denn es war unverheiratet, das keine Muttersprache hatte, denn seine

---

Ungarn gibt E. größtenteils nicht seine eigene Ansichten, sondern Bruchstücke aus mehreren Aufsätzen der Zeitung Telegraful român in Hermannstadt wieder. (s. Div. S. 23—36.)

*) Der Dichter hat das Thema zuerst in der Form eines öffentlichen Vortrages im Kreise der „Junimea" am 14. März 1876 in Jassy behandelt (Div. 37). N. A. Bogdan teilt darüber einige interessante Einzelheiten mit, (N. R. R., 1902 I. Bd. S. 62).

Sprache war eine tote (die lateinische), das kein Vaterland hatte, denn sein Vaterland ist dort, wo die Kirche es hinschickt, das keinen König hatte, denn sein König ist der Pontifex maximus, dieses Element suchte Oesterreich durch die Religion zu einigen. Daneben bildete sich noch ein zweites, heterogenes und linkisches, mit nichts Gutes verheißendem Angesicht: der oesterreichische Beamte. Dieser hat eine Sprache, aber sie besteht aus einigen deutschen Konzeptformularen, „Schimmel" genannt. Nehme man einem Beamten diese paar veralteten, schlecht stilisierten Schimmel weg, er verstände keine Sprache mehr. Weshalb? Im Vaterhause sprach er russisch, besuchte ein ungarisches Gymnasium, bezog eine deutsche Universität und nun, wenn er seine Studien beendigt hat, versteht er keine Sprache mehr recht." (S. 40.)

Nach dieser scharfen, hier und da witzigen, aber im Grunde wohlberechtigten Charakteristik, legt uns E. in einer knappen gründlichen Zusammenfassung philosophisch-geschichtliche Ansichten dar, die Kantischen Ideen entnommen sind. „Die Völker sind ihm nicht Produkte des Geistes, sondern der Natur; — dies muß festgehalten werden. Im Beginne ihrer Entwickelung bedürfen sie eines festen Produktes, um den ihre gemeinschaftliche Arbeit, ihr Staat sich krystallisieren soll, wie der Bienenschwarm einer Königin bedarf." (S. 42). — „Wenn die Bienen Zeitungen hätten, so wären diese sehr legitimistisch," bemerkt er.

Was die Charakterisierung des Staates betrifft, so meint er „die innere Geschichte der Völker sei ein Kampf zwischen der Staatsidee und dem Individualismus" (S. 42). Er ist von der von Hobbes, Kant, Schopenhauer u. a. vertretenen Idee völlig durchdrungen, ein bellum omnium contra omnes sei der erste Zustand der Menschheit gewesen; als Schutz gegen diesen Zustand haben die Menschen zu ihrem eigenen Wohl den Staat begründet. „Die Idee der Harmonie der Interessen bildet die Idee des Staates." (S. 43). Aber der Gegensatz zwischen den individuellen und den sozialen Interessen bleibt derselbe. „Nichts wird die Natur der Gesellschaft ändern. Sie wird ein

bellum omnium contra omnes bleiben, unter welcher friedlichen Form sie sich auch zeigen möge. Die Kräfte verdichten sich im Kampfe, an Stelle der Individuen haben wir Klassen, höhere Entwickelungsformen desselben Prinzips, die um die Oberherrschaft streiten" (S. 43).

Ein anderer Grundsatz, den E. aufstellt ist der, daß „der Staat noch einen sittlichen Zweck habe" (S. 43). Obwohl auch er die Meinung vertritt, die Gesellschaft existiere auf Grund der Ausbeutung einer Klasse durch die andere, so macht er doch — seiner Neigung zum Bauernstand folgend — eine Ausnahme mit diesem, indem er behauptet, daß eben diese Klasse, die die wichtigste sei, nicht durch die Ausbeutung anderer lebt, da sie die Natur selbst ausbeutet. Daher verlangt er vom Staate eine besondere Berücksichtigung und Pflege der Bauern, dieser „Lastträger der Menschheit" (S. 43). Wenn „die Gesellschaft das Feld des ewigen Wechsels, der Kämpfe um die Existenz und um die Herrschaft" ist, so ist — meint er — „der Staat der Lenker, der diese Kämpfe regelt; er verhindert es, daß diese gleichnützlichen Kräfte sich gegenseitig vernichten." — „Die Gesellschaft ist der Wechsel, der Staat die Beharrung" (S. 44).

Als Staatsform ist ihm — als konsequentem Konservativen — die konstitutionelle Monarchie die beste; denn nur sie kann die Harmonie der Interessen sichern. Hinsichtlich der politischen Freiheit kann er die Theorien des Liberalismus, der auf dem Individualismus beruht, nicht billigen. „Wenn die Freiheit nicht aus der Harmonie der Interessen, sondern aus Individualismus hervorgeht, so vernichtet sie die sozialen Klassen und schließlich den Staat" (S. 45). Daher ist ihm der Republikanismus im sozialen Sinne, d. h. jeder Staat, in welchem eine Partei, die nicht alle Klassen der Gesellschaft vertritt, zur Herrschaft gelangen kann, zuwider (S. 53). Eine solche republikanische Verfassung sieht er auch in den rumänischen Fürstentümern Moldau und Walachei, denen er seine besondere Aufmerksamkeit zuwendet. Auch diese Republiken, meint er, lebten auf Grund der Ausbeutung der Sklaven und

der Bauern, wie es in den Republiken des Altertums der Fall war. Der Herrscher hatte den Bojaren gegenüber keine Macht; diese Klasse beherrschte alles (S. 45). Die politische Organisation der Fürstentümer habe sich unter dem Einfluß des polnischen republikanischen Staatsrechtes gebildet, eben darum war sie morsch (S. 46).

In einer eingehenderen geschichtlichen Betrachtung bespricht er dann die politische Lage der Rumänen in der Vergangenheit und geht bis auf die heutigen Tage herab. Er zeigt, wie unglücklich die republikanische Verfassung der benachbarten Länder, besonders der Polen, auf jene Lage eingewirkt hat und wie lichtvoll die vorübergehenden Regierungen mancher energischen, selbständigen Fürsten sowohl in der Moldau, wie in der Walachei gewesen sind. In dem geschichtlichen Zusammenhang der Darstellung wird auch die Losreißung der Bukowiner von der Moldau und ihr Anschluß an Österreich erwähnt. Mit einem gewissen Stolz schreibt er über dieses so traurige Ereignis in der rumänischen Geschichte: „Kein einziger Moldauer hat durch den moralischen Einfluß Österreichs bestochen werden können, und der Fürst hat seinen Protest mit dem Kopfe bezahlt“ (S. 49). Mit dem Fall der Bukowina fängt eine neue Epoche des österreichischen Einflusses auf die Fürstentümer an, die in eine immer größere politische Zerrüttung geraten. „Rumänien, das von Polen die Unbeständigkeit geerbt, hatte nichts mehr zu verlieren als etwa die Fiktion eines geographischen Ausdrucks, ein Schema für die Aufzeichnung einer Masse gesetzloser, ungebildeter Leute“ (S. 50). Der Bojarenstand, wie auch die nationale Sprache selbst befinden sich in einem sichtbaren Verfall, und verschwunden ist „die schöne, reiche Sprache der Chronisten“ (S. 50). Dieser Prozess setzt sich unaufhaltsam fort.

„Die Geschichte der letzten 50 Jahre, die viele die der nationalen Regeneration nennen, könnte mit mehr Recht die Geschichte der Vernichtung der kleinen Grundbesitzer und zünftigen Handwerker genannt werden“ (S. 51).

In solchen trüben Farben schildert er den sozialen, poli-

tischen und wirtschaftlichen Verfall beider Länder, indem er auf das tiefste zu bedauern scheint, daß „während in den benachbarten Staaten ein wohltuender Absolutismus herrschte, der die Völker an eine regelmäßige Arbeit gewöhnte, bei uns dem Fürsten die Hände gebunden waren . . . .“ (S. 52). Der österreichische Einfluß in dieser Zeit ist besonders auf wirtschaftlichem Gebiete groß. Juden dringen aus Osterreich in das Land ein, eine unheimlich große Anzahl Dorfschenken werden errichtet, der Alkoholismus verbreitet sich und die Folgen? „Eine ungesunde Bevölkerung, ohne Energie des Charakters und ohne wirtschaftliche Energie, welche ihre Arbeit für Alkohol verkauft, eine Bevölkerung, in der die Sterblichkeit in schreckenerregender Weise zunimmt, während der Schweiß ihrer Hände sich in den Händen eines Elements ohne Vaterland, ohne Sprache, ohne Nationalität verzinst.“

Im Gegensatz zu dieser tatsächlichen Lage entwirft E. ein dichterisches Traumbild, das uns einen beinahe ideal-glücklichen großen rumänischen Staat vor Augen stellt — für den Fall, daß eine feste Monarchie von jeher die staatliche Verfassung seines Landes gewesen wäre (S. 55 f.). Es spricht aus dieser Darstellung ein großartiger nationaler Idealismus und eine echte patriotische Gesinnung. Am Schlusse der Abhandlung gibt er eine Darlegung seiner konservativen politischen Ansichten. Seine Meinung ist, daß in Rumänien die einzige Klasse, auf die sich die Regierung stützen muss, der Bauernstand sei, denn „dieser ist in einem Lande die positivste aller Klassen, die konservativste in Bezug auf Sprache, Tracht und Sitten, die Trägerin der Geschichte eines Volkes, die Nation im wahrsten Sinne des Wortes.“ Und doch wird gerade der Bauer am schwersten von den Staatslasten bedrückt; und so ist es nur natürlich, daß das Land sich infolge der häufigen Todesfälle immer mehr entvölkert, der wirtschaftliche Einfluß Österreichs aber immer größer sein und der Überfluß der österreichischen Bevölkerung mit der Zeit an die Stelle der rumänischen Bauern treten wird. Daher — meint E. — „ist die Nachbarschaft Osterreichs für Rumänien tötlich,“ wenn

die Bewohner des Landes die fremde Produktion noch weiter begünstigen (S. 58). Daher ist ihm das wahre Übel, an dem Rumänien leidet, innerlich und volkswirtschaftlich. Eben darum sollte man diesem Gebiete sogar mehr Aufmerksamkeit schenken, als dem staatsrechtlichen. — „Nicht das Staatsrecht, sondern die Bewahrung unserer Nationalität ist für uns die Hauptsache, und es wäre besser, wir wählten keine Abgeordneten, als daß die rumänische Nation zu Grunde gehe“ (S. 51). Also eine recht reale, besonnene, keineswegs demagogisch-liberale Politik ist die, die er schon vor seiner eigentlichen politischen Wirksamkeit in Bukarest verwerten wollte.

Drei Prinzipien sind es, deren Verwirklichung er für das Land und Volk unbedingt für nötig hält: „Stabilität, d. h. monarchische, erbliche, mehr oder weniger absolute Regierung; Arbeit, d. h. Ausschließung der Proletarier der Feder vom öffentlichen Leben des Staates und dadurch ihr Gezwungensein zu einer produktiven Arbeit: Ökonomie, das ist richtiges Abwägen des Nutzens einer bestimmten Ausgabe und der dafür gebrachten Opfer, dies sowohl in der allgemeinen Ökonomie des Staates, als auch in der individuellen“ (S. 59).

Wenn man sich nach der Methode der Abhandlung fragt, so muß man zugeben, daß sie keine wissenschaftliche ist. Dazu ist schon die Aufgabe an sich zu unbestimmt, das Material aber allzu wenig systematisiert. Es darf auch nicht vergessen werden, dass der Zweck der Abhandlung kein wissenschaftlicher ist. Sie ist vielmehr eine politische und sogar eine praktisch-politische, insofern sie das Interesse der Allgemeinheit für gewisse Zustände wecken und dadurch gewisse Betätigungen der Allgemeinheit nach festgestellten Prinzipien erreichen will.

Ja diese Abhandlung ist für das Verständnis und für die Erklärung des ganzen politischen und wirtschaftlichen Systems E.s unentbehrlich, da wir hier den Kern aller jener Ideen und Theorien finden, die seine spätere öffentliche Tätigkeit geleitet und ihm den festen Weg, von dem er sich nie ablenken ließ, beleuchtet haben.

III. E.s politische Aufsätze im „Curierul de Iassi".

Ich behandle zuerst zwei politische Aufsätze, die E. im Jahre 1877, vor seinem eigentlichen Eintritt in das politische Leben veröffentlichte.

a) „Evreiĭ şi conferinţa" (C. d. Iassi Nr. 2, 1877). Der Aufsatz beschäftigt sich mit der Judenfrage, die damals wie heute, ein aktuelles Problem der rumänischen Politik bildete. Er behandelt diese Frage nicht bloß vom national-rumänischen, sondern auch vom sozial-politischen Gesichtspunkte aus. Sein Grundgedanke besteht darin, daß die Juden keine politischen Rechte in Rumänien haben können, da sie bis jetzt keine verdient haben; „bei jedem Volke aber waren die öffentlichen und privaten Rechte das Resultat jahrhundertelanger Arbeit und bedeutender Opfer." Er betrachtet die Juden nach ihrem Tun und Treiben in Rumänien als ein korruptives Element, denn sie verachten die Arbeit, „die doch die einzige Schöpferin aller Rechte ist." Der rumänische Jude konsumiert immer und produziert nie; auch wenn er etwas schafft, ist das schlecht und geschieht nur aus eigennütziger Spekulation. „Der redliche Handwerker ist in Rumänien der Rumäne, der Deutsche oder der Czeche, nie aber der Jude." Damit die Juden politische Rechte erreichen, verlangt E. von ihnen, daß sie dem rumänischen Staate nicht mehr fremd oder gar feindselig gegenüber stehen, sondern sich mit dem staatsbildenden Elemente assimilieren, um dadurch wahre Rumänen werden zu können.

Der Aufsatz E.s über die Judenfrage enthält gleich allen seinen Schriften eine Fülle von Ideen, die den Reichtum seiner Kenntnisse und den Scharfsinn seines Urteils deutlich dartun. Niemals bespricht er einen Gegenstand, ohne ihn von allen Seiten zu beleuchten; immer berührt er in Verbindung damit verschiedene andere Fragen, um seinen Ausführungen eine womöglich feste Grundlage zu sichern. So berührt er in diesem Aufsatz auch die heutzutage so wichtige Frage des Sozialismus; die wenigen Bemerkungen, die er darüber macht, sind

für uns um so interessanter, als er in einem seiner größeren Gedichte „Impărat şi Proletar (Şar. XXV) eben eine soziale Revolution schildert und sozialistische, ja sogar anarchistische Gedanken in kraftvollen Strophen widerhallen läßt. Wenn aber der Dichter dort in seiner Unpersönlichkeit als Künstler, die Ideale einer ihm gänzlich fremden Welt doch schwungvoll vorherrschen läßt, so redet hier der besonnene politische Denker in ganz anderem Sinne. Der Sozialismus — sagt er — „gründet sich auf der Heiligkeit der Arbeit, auf der durchaus richtigen Überzeugung, daß die tüchtige Arbeit die einzige Berechtigung auf dieser Erde ist; aber andererseits erkennt er dasselbe Ideal, nämlich die Kapitalisierung der Arbeit und ihre Veredelung in der Gestalt der Kunst, der Literatur, der Wissenschaft, die ohne jede Kapitalisierung nicht möglich wäre, nicht an."

Im Anschluß an den Sozialismus bespricht E. als ein anderes Beispiel von internationaler Organisation — den Jesuitenorden, über den er sich folgendermaßen äußert: „Gestützt auf die stillschweigend zugegebene, sehr pessimistische Theorie, daß der größte Teil der Menschen keinen rechten Gebrauch von den paar Gramm Gehirn, die ihm die Natur geschenkt, zu machen weiß, daß jener Teil, dem freien Trieb seiner Instinkte überlassen, zum Sklaven des Unterleibes und zu einem Werkzeug in den Händen von allerlei Betrügern wird, die seinen schlechten Leidenschaften zu schmeicheln verstehen, hat der Jesuitismus versucht, die niederen Klassen in einem heilsamen Halbdunkel zu halten, indem er sich nicht die Bildung des Verstandes zum Ziele setzte, denn er hatte es aufgegeben, Rosen aus einem schlechten, zur Blindheit verdammten Unkraut zu erzeugen, sondern die Charakterbildung durch den metaphysischen Glauben." Daher seien die katholischen Völker „lustiger und schöner als die protestantischen, eben darum, weil diese Kirche von der Bildung der Vernunft abgesehen hat, und nur die Besänftigung, die Verschönerung der Gefühle durch Musik, Bildhauerkunst, Baukunst, Malerei und durch solchen Glauben, der infolge

seiner Heiligkeit jeder Staatsfrage entzogen wird, im Auge behalten hat."

Diese Ansichten E.s, die eine unverkennbare Sympathie für die katholische Religionsübung bezeugen, deuten eine gewisse Geistes- und Gemütsverwandtschaft mit der romantischen Weltanschauung in Deutschland an, mit einem Novalis, den Brüdern Schlegel u. a. Die stille Vorliebe aber, mit der er die „sehr pessimistische Theorie" der Jesuiten bespricht, wirft ein helles Licht auf seine Neigung zur pessimistischen Lebensanschauung. Doch finden wir in seinen Ausführungen über den Jesuitenorden auch einige Gedanken, die sowohl seiner Unparteilichkeit, wie auch seiner stark ausgeprägten Individualität entspringen. Er behauptet nämlich — als Kehrseite der jesuitischen Strömung — diese sei „die Verfolgerin der Geistesaristokratie gewesen, jener Menschen, die nur alle hundert Jahre erscheinen, bei denen der Charakter, wie er auch immer sein mochte, durch die ungeheure Masse des Gehirnes vollkommen aufgewogen wurde und die alle weltlichen Dinge in ihrer vollständigen Deutlichkeit sahen." Es sind dies nicht mehr fromme romantisch-religiöse Ansichten, sondern die kraftvollen Ideen einer auf sich selbst gestützten Persönlichkeit, die ihre Unabhängigkeit vor allem anderen behalten will. Es tritt uns hier also ein anderer Zug der Individualität E.s entgegen: sein Selbständigkeitssinn. Im Gegensatz zu manchen Romantikern, die den Glauben so zu sagen über die Rechte der Persönlichkeit stellten, tadelt er an dem Katholizismus, daß er solche Menschen, „die nur alle hundert Jahre erscheinen", nicht zu schätzen und für sich zu gewinnen wußte. Infolge dieses Fehlers, dieser „falschen Seite des politischen Bestrebens der Kirche", geschah es — meint E. — daß „heute der Katholizismus von einer Menge „homunculi" mit Füßen getreten wird, die eben auf jene Autoritäten gestützt, die von der Kirche verfolgt waren, heute diese [die Kirche] selbst verfolgen."

b) Die Losreißung der Bukowina („Cur. de Iassi", Nr. 99, 1877). Es war in der Zeit des glorreichen Krieges

der Rumänen gegen die Türken, als E. diesen Aufsatz schrieb. Man hat ihm sehr oft vorgeworfen, daß er die Heldentaten der rumänischen Bauernsöhne nicht besungen hat. Daher hat man ihm selbst seine nationale Gesinnung in Abrede gestellt. Doch war dieses Verfahren unbegründet. Denn wenn er auch über den Krieg kein Gedicht geschrieben hat, so dachte er in jenem Jahre ebenso patriotisch, wie jeder andere Rumäne. Das beweist der in Frage stehende Aufsatz über die Losreißung der Bukowina sehr deutlich, den er auf den hundertjährigen Gedenktag dieses für das rumänische Volk so traurigen Ereignisses geschrieben. E. bespricht das Ereignis mit feierlichem und tief empfundenem nationalen Gefühl. „Wir werden — sagt er — diese Wunde sich nicht schließen lassen. Mit unseren Händen werden wir sie immer wieder aufreißen, mit unseren Händen werden wir das Bild der Moldau von damals malen und die alten Zeiten, so viel uns ihrer noch geblieben sind, werden wir auffrischen in unserem Gedächtnis, damit unsere Seelen Jerusalem nicht vergessen“ (Nov. 151). Er schildert dann — mit den Worten eines rumänischen Chronisten des 18. Jahrhunderts — die Blütezeit der Bukowina, als sie noch zur Moldau gehörte, um schmerzvoll und empört die fremden Beherrscher, die Österreicher zu beschuldigen, daß sie aus dem Lande „einen Sumpf zur Abfuhr aller verderbten Elemente, eine Sammelstelle derer, die anderswo nicht mehr leben konnten, das Babylon des babylonischen Kaiserreiches“ (Nov. S. 154) gemacht haben, indem sie die Juden in jeder Weise begünstigten. Er beklagt leidenschaftlich den Umstand, daß „das freieste und duldsamste Volk sein Haupt unter das Joch der erbärmlichsten, kriegerischsten Menschenrasse gebeugt“, daß „der blühendste Boden Spanne um Spanne in die schmutzigsten Hände fällt“ und „das Paradies der Moldau sich mit dem verworfensten Menschenschlag füllt“ (Nov. S. 155). Mit derselben fast grenzenlosen — obwohl von seinem nationalen Standpunkte aus begreiflichen — Leidenschaftlichkeit richtet er gegen die Österreicher erbitterte Anklagen: „Ohne einen Tropfen Blut's zu vergießen, ohne

Arbeit, ohne Intelligenz, ohne Herz nehmen sie heute Besitz von einem heiligen Boden, dessen Verteidigung uns Ströme Blut's gekostet hat, Jahrhunderte von Arbeit, unsere ganze vergangene Intelligenz, alle heiligsten Regungen unseres Herzens" (Nov. S. 155). E. schließt mit einem stimmungsvollen Bild, indem er die Gestalt seines Lieblingsfürsten Stephans des Großen schildert und eine mystische Legende von ihm erwähnt.

So wie er verfaßt ist, leidenschaftlich und dichterisch, die Vergangenheit verherrlichend und die Gegenwart pessimistisch tadelnd, die fremden Beherrscher anklagend und das rumänische Volk beweinend — erscheint uns dieser Aufsatz wie eine Zusammenstellung von allem, was die nationale Gesinnung E.s charakterisiert.

IV. E.s politische Aufsätze im „Timpul".

Aus den sehr zahlreichen Aufsätzen, die E. als Leiter des „Timpul" veröffentlichte, hat N. Filipescu nur eine Auswahl in dem schon erwähnten Band zusammengestellt. Sie besteht aus Aufsätzen, die in den Jahren 1880 und 1881 geschrieben worden sind; sie kann also kein vollständiges Bild der politischen Tätigkeit E.s bieten, da er den „Timpul" im ganzen sechs Jahre hindurch (Okt. 1877 bis Juli 1883) geleitet hat.

In den Vordergrund treten seine konservative Anschauungen und besonnene Auffassung der Dinge.

„Die wahre Zivilisation eines Volkes — sagt er — besteht nicht im massenweisen Aufnehmen fremder Gesetze, Formen, Einrichtungen, Etiketten und Kleider. Sie besteht in der natürlichen, organischen Entwickelung der eigenen Kräfte, der eigenen Fähigkeit. Es gibt keine allgemeine menschliche Zivilisation, die allen Menschen in demselben Maße und in derselben Form zugänglich wäre, sondern ein jedes Volk hat seine eigene Zivilisation, obwohl darin eine Menge Elemente Platz finden, die auch anderen Völkern angehören" (S. 4).

Hinsichtlich seines Volkes schreibt er daher: „Es gibt also eine französische, eine englische, eine deutsche, eine italienische Zivilisation. Es gibt aber keine rumänische Zivilisation, und wenn Anfänge dazu vorhanden sind, so sind diese ganz individuell und haben mit der allgemeinen Entwickelung der Dinge nichts zu schaffen“ (S. 4). Um aber diesen Zustand zu ändern, um den Weg einer rumänischen Zivilisation vorzubereiten, darf nicht vergessen werden, daß „jede wahre Zivilisation nur in einer partiellen Rückkehr zur Vergangenheit, zu den guten, gesunden, entwickelungsfähigen Elementen derselben bestehen kann“ (S. 5). Denn „aus eigenen Wurzeln, aus eigenen Tiefen wächst die wahre Zivilisation eines barbarischen Volkes hervor; nicht aus der Nachäffung fremder Sitten, fremder Sprachen, fremder Einrichtungen“ (S. 4).

Was das eigentliche politische Gebiet anlangt, so hat E. seine konservativen Anschauungen unter anderem besonders in einem Aufsatz „Despre Program“ (S. 19ff.) niedergelegt, den er am 17. Februar 1880, am zweiten Tage nach der Veröffentlichung des Programms der konservativen Partei in Rumänien seitens M. Costache Epureanu's geschrieben hatte. Die philosophisch-geschichtliche Grundlage, auf der dieser Aufsatz aufgebaut ist, liefert einen wertvollen Beweis dafür, wie sehr E. von dem Ernst seiner Pflicht als politischer Schriftsteller durchdrungen und wie gründlich seine diesbezüglichen Kenntnisse waren. Als einen Grundsatz stellt er den auf, „eine jede praktische Politik könne nur mit den Mitteln arbeiten, die ihr gegeben sind, nicht aber mit denen, von denen sie sich einbildet, daß sie sie besitze“ (S. 19f.). Er glaubt weiter, „Ideen und Interessen, mögen sie auch noch so weit auseinander liegen, können und müssen in Einklang gebracht werden, damit der Staat bestehen kann“ (S. 20). Gewalttätige, außerhalb der Gesetze liegende Bewegungen sind ihm, wie den Konservativen überhaupt, zuwider. Er bezweifelt, daß auf solchen Wegen ein wahrer Fortschritt möglich sei, den er nur in der allmählichen und ununterbrochenen Entwickelung der physischen und geistigen Arbeit sieht (S. 20).

Auf dem volkswirtschaftlichen Gebiete vertritt er dieselbe ausgeprägt konservative Ansicht, wie in der Politik. Er betont „die unbedingte Notwendigkeit des großen Besitzes, der in allen Ländern die kräftigste Stütze der Unabhängigkeit des Charakters, der höchsten Form menschlicher Freiheit, bildet!“ „Die Fabel des Menenius Agrippa — meint er — wird sich noch oft in der Geschichte bewahrheiten.“ (S. 23). Dagegen bekämpft er auf das entschiedenste den Liberalismus, das Chaos liberal-kosmopolitischer Ideen, denen gemäß die Klassen und der Staat nichts seien, das Individuum aber alles“ (S. 22). Ebenso scharf bekämpft er die Demagogie, die Herrschaft der leeren Phrase, denen er das Prinzip der ernsten Arbeit gegenüber stellt. Ohne Arbeit — schreibt er — gibt es weder Freiheit noch Bildung.“ „Wer durch Ausgabe einer Reihe von Phrasen die Arbeit und folglich die Freiheit und Bildung ersetzt zu haben glaubt, der reiht sich, ohne es zu wissen, den Parasiten der menschlichen Gesellschaft ein, denen, die da leben zum Fluche und Verderben ihres Volkes“ (S. 23).

Daß die nationale Grundlage und Hochschätzung der Vergangenheit bei allen seinen Ausführungen zu erkennen ist, hatte ich schon früher zu bemerken Gelegenheit. Ist doch die nationale Gesinnung an sich schon konservativer Natur; der Konservatismus, wenn aufrichtig und streng theoretisch, ist immer nationalistisch gefärbt. In der praktischen Betätigung dagegen kann sich die Sache sehr verschieden gestalten. Eine konservative Politik kann mehr aristokratischer oder mehr demokratischer Art sein. Sie kann entweder vorzugsweise eine Klasse der Gesellschaft, die Aristokratie, oder die Gesamtheit des Volkes ins Auge fassen. In dem ersten Falle wird sie besonders die Privilegien, die alten politischen und sozialen Einrichtungen verteidigen, in dem zweiten aber jene sogar bekämpfen, insofern sie den Interessen der Allgemeinheit schädlich sind, und diese Interessen in erster Linie als ausschlaggebende betrachten.

E. als Politiker war in seinem ganzen Wesen ein demo-

kratisch-gesinnter Konservativer. Seine Anschauungen hatten einen konservativen Charakter, der auf einer nationalen Gesinnung beruhte. Wenn er die Vergangenheit hoch schätzte, so tat er das nicht der Privilegien und feudalen Einrichtungen wegen, sondern vielmehr um der Gesamtheit der Sitten und geschichtlichen Gestaltungen willen, die als dem Innenleben des Volkes entsprungen geachtet und womöglich beibehalten werden sollen. Er verlangte aber zu gleicher Zeit, wie schon erwähnt, einen immer neuen Geist in den alten Formen, er wußte also dem Entwickelungsgedanken gerecht zu werden. Wenn er die Bedeutung der geschichtlichen Aristokratie anerkannte, so betonte er zugleich auch die Bedeutung des Bauernstandes und verteidigte mit Energie und Begeisterung die Interessen des niederen Volkes.

Der wirkliche Zustand des Volkes interessiert ihn in erster Linie, und dieser Zustand bildet für ihn das maßgebende Prinzip in der Beurteilung aller modernen politischen Reformen, die in Rumänien eingeführt worden sind. Die Freiheit des Landes selbst, die in dem Kriege von 1877/78 erkämpft wurde, kann ihn nicht trösten, wenn er die traurige Lage der rumänischen Bevölkerung sieht. „Die Freiheit unserer Bevölkerung — meint er — ist nach autentischen statistischen Berichten gleichbedeutend mit der Freiheit, vor Elend zu sterben; das Gedeihen und das Vermögen findet sich in Wirklichkeit nicht bei dem Elemente, das ethnisch und historisch das einzige rumänische ist, sondern bei den Rumänen des Românul"*), bei jener darüber gebreiteten Schicht fremder Bevölkerung,

*) Die Zeitung „Românul" war das Hauptorgan der rumänischen Liberalen in damaliger Zeit. E. meint damit die neugebackenen Rumänen, die Griechen, Bulgaren, Armenier — wie er sich ausdrückt — die sich unter den Liberalen politisch betätigen und durch ihre freisinnige Politik den nicht immer berechtigten Zorn des Dichters beständig auf sich lenkten. Vgl. dazu Timpul, VI, 1881, Nr. 215, S. 1, ein sehr scharfer und leidenschaftlicher Aufsatz, wo E. augenscheinlich zuerst diesen Ausdruck: „Românii . . . Românului" (die Rumänen des „Românul") braucht und auch erklärt.

die unfähig ist, unser Volk zu verstehen, unfähig ist, es zu lieben" (S. 5).

Mit derselben Wärme und mit einer edlen Begeisterung spricht E. von der geschichtlichen Vergangenheit der Rumänen.

Seine hohe Meinung von der Vergangenheit entspricht aber bei E. nicht bloß seiner nationalen Gesinnung, sondern sie wurzelt in seiner ganzen Individualität. In der Abhandlung „Revista externă" drückt er sich wie ein echter Romantiker darüber folgendermaßen aus: „Was man auch über andere Völker sagen sollte, es kann ihnen eine Art Achtung vor der Vergangenheit nicht abgesprochen werden, und dies ist ein Zeichen, daß eine Nation in ihrem Herzen die „Religion der Humanität" trägt. Und die Religion der Humanität besteht gerade in der Anerkennung eines moralischen Prinzips in der Geschichte" (Div. S. 19). So kommt es, daß ihm das ganze Mittelalter, nicht bloß das seines Volkes als ein „Völkerfrühling" (S. 78) erscheint.

Die Bekämpfung der herrschenden, „darübergeschichteten" Klassen und der fremden Kultur bildet einen weiteren hervortretenden Punkt in E.s politischen Aufsätzen. Zwei Hauptübel müssen seiner Meinung nach vor allem bekämpft werden. Das erste ist die Herrschaft der „darübergeschichteten Klassen" (păturile superpuse), wie der Ausdruck lautet, den er selbst geschaffen hat. Das zweite große Übel besteht in der Nachahmung fremder Kultur, in der Einwanderung fremder Elemente, in den kosmopolitischen Ideen und Handlungen, die jenen Individuen, die nicht rumänischen Ursprungs sind, zu verdanken sind.

Um diese und andere derartige subjektive Ansichten E.s besser verstehen und gerechter beurteilen zu können, halte ich eine kurze Darlegung seiner Prinzipien über Rassen und Rassenmischung*) für notwendig.

---

*) Siehe dazu in erster Linie die Aufsätze „Elementele streine" (S. 97ff.) und „Românii de proveniență incertă" (S. 101ff.), die

Der Hauptgrundsatz, von dem aus er sein Volk betrachtet, wird uns aus folgenden Worten deutlich: „Es gibt . . . keinen Unterschied zwischen der rumänischen Rasse in der Walachei, Moldau, dem größten Teile Siebenbürgens und Ungarns. Es ist vollkommen dieselbe Rasse mit genau denselben Neigungen und Fähigkeiten“ (S. 91).* Diese Rasse war in der Vergangenheit der rumänischen Länder „die plastische, die staatsbildende, orgarnisierende, geschichtliche** Rasse gewesen; das muß sie auch für die Zukunft bleiben.“ In der Gegenwart aber glaubt er ein ganz anderes Element im nationalen Leben seines Volkes vorherrschen zu sehen. Dieses Element sei aus der Mischung der Rumänen mit den Fanarioten, mit jenen Fremden entstanden, die sich nach der Einwanderung von jenseits der Donau in Rumänien niedergelassen haben. Nun ist für ihn die Hauptfrage die, ob die eingewanderte Rasse eine junge oder eine gealterte gewesen ist; eine junge oder gealterte nicht hinsichtlich der Jahrhunderte, die sie durchlebt hat, sondern hinsichtlich ihres sittlichen Wesens. „Jedes Volk — meint er — das noch nicht zu voller Entwickelung gelangt ist, das noch nicht die Verderbtheit und das Elend durchge-

---

mehr allgemeinere Betrachtungen über Rasse und Rassenmischung enthalten. Für uns kommt hier nur das in Betracht, was er in Bezug auf das rumänische Volk und auf die in ihm aufgegangenen neueren ethnischen Elemente ausgeführt hat.

*) Was selbst die Abkunft der Rumänen betrifft, so hat E. diese Frage — da er sich nicht als Gelehrter, sondern als Politiker für sein Volk interessierte — sehr wenig angezogen. Er meinte ironisch, eine solche „interessante Frage habe überhaupt keine Bedeutung“, denn „Dacier oder Römer, Römer oder Dacier, das ist gleichgültig; wir sind einmal Rumänen“ und „wir wollen das werden, was wir eigentlich sind — Rumänen“ (Div. S. 6). Doch war seine persönliche Überzeugung die, die Rumänen seien eine Mischung von Römern und Daciern, daher eine „römische Rasse“ (C. d. a. S. 127, Abs. 4), wie er sich ziemlich unwissenschaftlich auszudrücken pflegte.

**) E. gebraucht hier den Begriff „geschichtlich“ nicht ganz richtig. In der Gegenwart ist die Entwickelung ebenso gut ein „geschichtlicher Prozeß“ wie in der Vergangenheit.

macht hat, die hohe, aber in Dekadenz befindliche Zivilisation mit sich bringt, ist ein junges Volk" (S. 102). Die Mischung zweier junger Rassen gibt ein „neues Element, in welchem sich die Eigenschaften beider in einer neuen, lebensfähigen Form vereinigen" (S. 102). Dagegen gibt „die Mischung einer gealterten Rasse mit einer jungen dieselben Resultate, wie die Ehe zwischen Greisen und jungen Frauen: krüppelhafte, beschränkte, zur Krankheit neigende Kinder" (S. 102). Als eine solche betrachtet er die Mischung der jungen rumänischen Rasse mit der gealterten der Fanarioten. Diese haben sich den Rumänen im Großen und Ganzen nicht assimilieren können. „Alle fremden Ethnologen, Deutsche oder Franzosen, haben anerkannt und werden — schreibt er — anerkennen, daß die über dieses Volk geschichtete Klasse unrumänisch ist. Unrumänisch, nicht was das bürgerliche Gesetz, nicht was das öffentliche Recht, nicht was die Verfassung, sondern was die Nationalität und die schlechten Sitten betrifft" (S. 106f.). Doch gibt E. eine teilweise Assimilierung der fremden Elemente an die Rumänen zu, indem er betont: „Nicht alle, die bei uns als Fanarioten gelten, sind in Wahrheit Fanarioten gewesen; nicht alle waren unassimilierbar. Im Gegenteil, ich habe von vornherein nicht in Abrede gestellt, daß sehr zahlreiche Elemente sich vollständig assimiliert haben; nur die neueste Einwanderung aus den letzten 50—60 Jahren erweist sich mißliebiger Weise als unassimiliert oder unassimilierbar" (S. 103).

Da ihm aber diese Klassen damals als die herrschenden in Rumänien erscheinen und da „die Politik eines Landes, die guten wie die schlechten Bestrebungen von der Körperbeschaffenheit der Individuen, von ihrer Abkunft, von den ihrer Rasse angeborenen Gebrechen und Eigenschaften abhängt" (S. 99) so bekämpft er sie auf das Entschiedenste und fürchtet von ihnen für die Zukunft der rumänischen Nationalität im Königreiche.

Die Aufsätze „Pătura superpusă" (S. 91f.), „Elementele streine" (S. 97f.), „Românii de proveniență in-

certă“ (S. 101f.), „Veneticii“ (S. 105f.), „Fanarotii şi clasele dirigente“ (S. 123f.), geben seine Ideen von den darübergeschichteten herrschenden Klassen eingehend wieder.

Wie das bei dem zwiespältigen Charakter des Dichters nicht anders zu erwarten war, treten auch bei seiner Tätigkeit als politischer Schrifststeller zwei, von einander völlig verschiedene Züge hervor. Einerseits macht sich hier und da in seinen Ausführungen ein gesunder, hoffnungsvoller Optimismus geltend, andererseits — und das vorwiegend — ein verzweifelter Pessimismus.

Höchst pessimistisch schildert E. die herrschenden Klassen seines Landes und damit manchmal verbunden auch die ganze Zukunft seines Volkes. Dagegen urteilt er ein ander Mal voll Hoffnung und voll Vertrauen über das Land selbst und über die Zukunft seiner Nation. Einige Auszüge aus seinen Aufsätzen werden uns diese Mischung von Pessimismus und Optimismus besser veranschaulichen.

In Bezug auf die herrschenden Elemente in Rumänien schreibt er nicht eben ohne Recht, „niemand werde ihre äußerste geistige und moralische Sterilität leugnen; trotz der großen Menge von Gebildeten wird man selten eine wertvolle Zeile geschrieben lesen, die von einer kraftvollen Auffassung zeugte; Leute von entschlossenem und beständigem Charakter sind ebenfalls selten“ (S. 103). Wenn er aber das Tun und Treiben dieser Elemente dem Volke gegenüber ansieht, so wird er noch pessimistischer gestimmt. „Auf dem Rücken des unglücklichen, rumänischen Volkes, das durch Leiden apathisch und durch Phrasen verwirrt worden ist, bildet sich ein neues Volk von Emporkömmlingen von einer noch unbestimmten Nationalität, eine neue amerikanische Rasse, vor der das alte Volk des Mircea Basarab verschwindet und auswandert“ (S. 71). Ebenda geht er in seiner pessimistischen Betrachtung der Lage bis an die äußerste Grenze, indem er wie verzweifelt klagt: „Vor der schwarzen Fremden-Wolke, die sich über das Land breitet, fallen unsere Urwälder und zugleich mit ihnen unsere ganze Geschichte, unser ganzes Eigen-

wesen.*) Der Tod, die Abnahme der Bevölkerung besorgt dann den Rest: die physische Ausrottung des rumänischen Stammes."

Die ökonomischen und sozialen Zustände, die unter den Bauern herrschen und in Wahrheit noch heute in Rumänien ziemlich traurig sind, beurteilt er gleichfalls pessimistisch: „Niemals war der Bauer elender als heute, niemals die ihm auferlegten Lasten schwerer, niemals seine Ernährungsweise schlechter, niemals die Arbeit größer, niemals die konsumierenden Klassen, die gar nichts produzieren, zahlreicher und geldgieriger" (S. 106).

Aber wie tief und wie überwiegend sein Pessimismus auch sein mag, so läßt E. in seinen politischen Schriften doch auch manche erfreuliche optimistische Töne erklingen. Es ist wahr, daß solche Töne sehr selten bei ihm vorkommen. Das ist auch kein Wunder, da seine politischen Aufsätze fast alle polemischer Natur und als solche gegen die herrschenden Klassen gerichtet sind; die leidenschaftliche Bekämpfung dieser konnte ihm nicht die nötige Ruhe und Stimmung zu optimistischen Betrachtungen gewähren. Doch bildet eben das rumänische Volk und sein tiefes Vertrauen auf dessen sittliche Eigenschaften eine starke optimistische Grundlage seines politischen Glaubens. „Das Reich — schreibt er — besteht zum größten Teile aus rechtschaffenen Menschen, die nichts anderes nötig haben, als daß die wahre Arbeit und ihre Ergebnisse durch eine ehrliche Verwaltung und unparteiische Rechtspflege gesichert werden" (S. 86).

Der Glaube an die Lebensfähigkeit der rumänischen Nation und an ihre Zukunft — hat seiner pessimistischen Lebensanschauung hinsichtlich der herrschenden Klassen gewissermaßen eine Schranke gesetzt, damit sie nicht in gänzliche Übertreibung und in Verzweiflung ausarte. Diese pessimistische Betrachtung aber hat ihm jenen durchdringenden kritischen

*) Genau dieselbe trübe, pessimistisch-prophetische Stimmung kennzeichnet sein berühmtes Gedicht „Doina" (Sar. LVII).

Geist ermöglicht, der ihn zu einer Fülle von richtigen Erkenntnissen führte, die je trauriger sie waren, desto mehr einer öffentlichen, schonungslosen Besprechung bedurften: ein Verfahren, das eben in jenen Jahren voll glorreicher Ereignisse für Rumänien, und voll von überschwenglichem Optimismus als unbedingt wünschenswert gelten konnte.

V. E.s kritische (polemische) und philosophische Aufsätze.

Drei kritische Aufsätze E.s haben wir zu verzeichnen: „Observaţiĭ critice“ (Div. 60ff.), „Incă odată recensiunea logiceĭ-Maiorescu“ (Div. 70ff.) und „O scriere critică“ (Div. 76ff.). Sie beziehen sich alle auf an sich nicht besonders wichtige, aber damals aktuelle Fragen, die keine allgemeine und noch weniger eine bleibende Bedeutung haben konnten.

Der Aufsatz „Observaţiĭ critice“ erschien zuerst in „Curierul de Iassi“ (1877, Nr. 27). Er enthält die kritische Besprechung einer ziemlich subjektiven Beurteilung, der ein gewisser Dr. Zotu in „Columna luĭ Traian“ 1877, Nr. 6, 7 die „Logik“ Maiorescus unterzogen hatte. Mit demselben Gegenstande befaßt sich E. in dem zweiten Aufsatz „Incă odată recensiunea logiceĭ-Maiorescu“. Bemerkenswert an diesen beiden Aufsätzen ist das Sachverständnis, mit der er allgemein philosophische und speziell logische Fragen bespricht, wie auch der besonnene, obwohl ziemlich energische und polemische Ton seines Stiles. Noch wichtiger für uns sind einige Schlußbetrachtungen, die er aus Anlaß jener ungerechten Kritik Dr. Zotus macht, und die sich auf die damaligen Zustände in der rumänischen Wissenschaft und besonders auf die hervorragende, zu jener Zeit aber heftig bekämpfte Rolle Maiorescus in dem Geistesleben Rumäniens beziehen. Diese Schlußbetrachtungen beleuchten deutlich manche Seiten der Lebensanschauung E.s und liefern uns einen Beweis mehr, wie gesund die ethische Grundlage seines Wesens war, wie

ernst er es mit seinem Beruf als geistiger Arbeiter seines Volkes meinte.

„Wissen — sagt er — kann erwerben wer will, Urteil nicht. Das Urteil ist eine kostbare Gabe der Natur, die sich in geringem Maße bei jedem Menschen findet, aber reichlich und klar nur bei der geistigen Aristokratie, welche die Natur mit großer Kargheit über die Erdoberfläche gesät hat.“ „Und diese Aristokratie — fährt er fort — wird in der Republik des Schriftstellertums ebenso verfolgt wie die Aristokratie des historischen Namens in der bürgerlichen. In beiden Republiken wird die Mittelmäßigkeit (aus Neid und aus dem Gefühl ihres Unwertes) diejenigen Köpfe verdächtigen, die sie nicht verstehen kann oder will“ (Div. 68).

Maiorescu aber und den Kampf, den man gegen ihn zur damaligen Zeit in dem rumänischen Geistesleben führte, charakterisiert er in wenigen, treffenden und gerechten Worten, denen ein gewisses literarhistorisches Interesse nicht abzustreiten ist, insofern sie von einer Persönlichkeit wie E. und betreffs eines so bewegten Abschnittes der modernen rumänischen Kulturgeschichte ausgesprochen worden sind.

„Ein Kopf von umfassender, klarer Urteilskraft“ ist ihm der Verfasser des Handbuchs der Logik, „weshalb die Republik der rumänischen Wissenschaft so sehr als möglich gegen ihn ist.“ „Man flüstert und schwatzt unsinniges Zeug von Kosmopolitismus, man verdächtigt ihn des Nichtwissens, man klagt ihn des Plagiats an, und alles dies schleudert man gegen einen Geist, der in jeder Zeile von krystallener Durchsichtigkeit ist und niemand darüber im Zweifel läßt, was er sagen wollte“ (68).

„O scriere critică“ enthält die von mir schon erwähnte Kritik einer von dem Dichter D. Petrino verfaßten Broschüre „Puţine cuvinte despre coruperea limbeĭ romîne în Bucovina“ (Cernăuţĭ 1869) oder auf deutsch „Einige Worte über die Verfälschung der rumänischen Sprache in der Bukovina.“*) E. hatte die Kritik in der damaligen Zeitschrift

*) Diese Schrift konnte ich nicht bekommen; nach den Auszügen, die E. aus ihr gegeben, scheint sie von zweifelhaftem Werte gewesen

„Albina“ in Budapest (1870, Nr. 3 und 4) veröffentlicht. Zu jener Zeit befand er sich in Wien, wo auch Petrino — wahrscheinlich zu derselben Zeit — studiert hat (Rud. 147). Die Einzelheiten, die E. über diesen in seinem Aufsatz darlegt, rufen die Vermutung hervor, er habe ihn näher kennen gelernt.

In diesem Aufsatz äußert E. verschiedene interessante Ansichten über die rumänische Sprache und über die philologischen Strömungen, die das damalige Literatentum der Rumänen beherrschten. Petrino spielte in seiner Broschüre die Rolle eines Umstürzlers aller veralteten Systeme, eines heftigen Bekämpfers derer, die das Sprachvermögen des Volkes beiseite schoben und selbst Worte und Ausdrücke schmiedeten, indem sie einer unnatürlichen, rumänisierenden Richtung huldigten. Nur war diese Bekämpfung weder eine gründliche und objektive, noch eine ernste und besonnene. Seine Waffe war Spott und Hohn, maßlose Beschuldigungen und rücksichtslose Verurteilung alles dessen, was die frühere Generation geleistet. Gegen eine solche Art Kritik erhob sich E. mit aller Entschiedenheit, obwohl er selbst die alten philologischen Richtungen nicht billigte, sondern der neuen Richtung Maiorescus huldigte, die die Rückkehr zur Volkssprache und zum Volksgeist als Programm aufgestellt hatte. — Seiner konservativen Anschauungsweise gemäß, konnte er das Umstürzlerverfahren Petrinos keineswegs gutheißen, noch weniger aber dessen Pietätlosigkeit gegen die ehrwürdigen Vertreter der älteren Strömungen in der rumänischen Wissenschaft. Diese nimmt er in Schutz, indem er zu erklären bestrebt ist, daß ihr Schaffen — wenn nicht immer gründlich und naturgemäß — so doch echten nationalen Gesinnungen entsprungen und großen nationalen Idealen gewidmet war. Er betrachtet sowohl die latinisierende wie auch die rumänisierende philo-

---

zu sein; ein äußerst scharfer und schwärmerischer polemischer Ton sei ihr eigen. Überhaupt bedeutet Petrino selbst nicht besonders viel in der rumänischen Literatur. S. näheres über ihn Rud. 147, 172.

logische Richtung als etwas in ihrer Zeit notwendig gewesenes (Div. 80f.); das gleiche tut er betreffs der älteren rumänischen Geschichtsschreiber Petru Maior und George Şincai, die er selbst Maiorescu gegenüber in Schutz nimmt (Div. 84). Alle jene Männer der Vergangenheit sind ihm „ausharrende Pioniere der Nationalität und des Rumänentums", Kämpfer „deren großes Herz vielleicht mehr galt als ihre Vernunft", die aber „wenn auch keine Genies, doch wenigstens Menschen von großer Gelehrsamkeit" waren (Ebenda).

Besonders warm verteidigt er den Philologen Aron Pumnul, seinen ehemaligen Lehrer und Erzieher; er ist ganz und gar empört über die maßlosen Angriffe Petrinos gegen diese beachtenswerte Persönlichkeit, die er mit Recht als eine verdienstvolle ansieht (Div. 77, 83, 85). Am meisten rühmt er an Pumnul seine nationale Gesinnung, die die Grundlage seiner ganzen Tätigkeit gebildet hat. Ihm ist dieser Mann „die Personifikation eines Prinzips, die Seele, die den Massen [der Rumänen] Festigkeit und nationales Bewußtsein eingeflößt und aus ihnen eine Nation gemacht hat" (Div. 83). Er gibt zu, die Sprache, in der Pumnul geschrieben, sei unannehmbar. Man müsse aber Form von Inhalt unterscheiden, denn „das Genie, ob im Bettlerkleide oder in Prunkgewändern, bleibt doch immer Genie" (Div. 83). Die Kritik selbst soll dagegen „kalt" und „rationalistisch" sein, nicht aber „eine lächerliche und wertlose Spottschrift, die mehr zu Ungunsten des Verfassers, als zu Ungunsten der Verspotteten spricht" (Div. 84).

In seinen Ausführungen über die Schriftsprache kommt E. auch auf Alexandri zu sprechen, den Petrino ohne weiteres als eine Autorität in sprachlichen Fragen und in der rumänischen Prosa hingestellt hatte. Mit kritischem Verständnis behauptet er, „Alexandris Prosa sei niemals auf der Höhe seiner Dichtung", denn „für die Prosa ist eine gründliche Urteilskraft notwendig, die Prosa Alexandris enthält aber nur Witz und Wortspiele, welche ihr einen völlig weiblichen Charakter verleihen" (Div. 81).

Philosophischer Art ist der Aufsatz E.s „Christos a

înviat!"*) den er zuerst im „Timpul" veröffentlichte (Nov. 157, Anmerk.). Auch ein Aufsatz in „Fântâna Blandusiei" gehört hierher.

Der erste Aufsatz „Christos a înviat" wurde aus Anlaß des Osterfestes geschrieben, das den größten Feiertag der Rumänen bildet.**) E. vertieft sich in philosophische Fragen über die Beziehungen der Menschen zu Gott und über die menschliche Natur und das menschliche Tun und Treiben auf der Erde. Seine Anschauungsweise ist im Grunde christlich-pessimistisch; er hat kein Vertrauen auf die Natur der Menschen; doch liebt er sie trotz ihrer Schwächen und betrachtet sie mit wahrem christlichen Mitleid.

Wahrhaft christlich und zugleich stark pessimistisch klingt das Ende des Aufsatzes: „Es bleibt doch die Sitte und ihr heiliger Sinn, so wie es von alten Zeiten her ist; und wenn niemals jener Tag kommen sollte, mit dem das goldene Zeitalter der Wahrheit und Menschenliebe anbricht, so ist es doch gut, daß man an sein Kommen glaubt, damit sich die Guten am Tage der Auferstehung freuen" (S. 150).

Der Aufsatz in „Fântâna Blandusiei" (Div. 96) enthält einen kurzen Überblick über die geistigen Zustände Europas

---

*) Es ist der Gruß, mit dem sich die Gläubigen griech. Konfession begegnen. In der rumänischen Presse ist es üblich unter dieser Aufschrift Osteraufsätze zu veröffentlichen.

**) In einem anderen, gleichfalls von dem Osterfeste veranlaßten Aufsatz, den ich nachträglich aus „Timpul", VI, 1881, Nr. 82 (Seite 1, Spalte 2ff.) abgeschrieben und in der Bukarester Zeitschrift „Sămănătorul", II, 1903, Nr. 14, S. 210ff. veröffentlicht habe, beschäftigt sich E. besonders mit der Gestalt Jesus, den er mit tiefer Frömmigkeit als das Ideal der wahren Sittlichkeit, als den ewigen Verkörperer und als das glänzendste Urbild derselben für die Menschheit darstellt. Die Grundstimmung dieses Aufsatzes ist charakteristischer Weise viel heller als in dem Aufsatz „Christos a înviat!" In dem letzten betrachtet er das Christentum philosophisch-pessimistisch, in dem ersten dagegen geht er mehr von politisch-sozialen Gesichtspunkten aus und schließt mit praktisch-moralischen Ratschlägen.

in der neueren Zeit. Fast der ganze Aufsatz ist, wie schon erwähnt, von dem damals physisch wie intellektuell sehr geschwächten, moralisch aber nicht mehr ganz verantwortlichen Dichter aus Max Nordaus Werk „Die konventionellen Lügen der Kulturmenschheit“ (Leipzig 1883; 15. Aufl. 1893) abgeschrieben; und zwar sind es die überaus pessimistisch gefärbten allgemeinen Betrachtungen, die Nordau in dem ersten Abschnitt („Mene, Thekel, Phares“) seines Buches über die heutigen Kulturzustände der großen Staaten Europas macht, die E. sehr oft ganz wörtlich, nur mit manchen Auslassungen und in einer anderen Gedankenreihe wiedergibt, ohne die Quelle anzudeuten. Der Schluß des Aufsatzes allein, der von den Nordauischen Anschauungen ganz unabhängig ist, gehört dem Dichter. Er spricht hier über Schopenhauer und die Wirkung seiner Philosophie; dann erklärt er die Ziele, die „Fântâna Blandusiei“ erreichen und die Mittel, die sie in ihrer Tätigkeit anwenden will.

Ein besonderes Interesse haben für uns die Ausführungen über Schopenhauer, dem er teils geistesverwandt, teils als von ihm beeinflußt zugeneigt war. Er betont die „außerordentlichen Verdienste des großen deutschen Philosophen“ und behauptet, „er habe durch seine energische Kritik die Herrschaft jenes leeren, phrasenhaften Philosophierens zerstört, das Hegel eingeführt und das die Geister ein Vierteljahrhundert lang beherrscht hat.“ Er habe durch diese Kritik auch andere, weniger verbreitete Systeme, wie das Fichtesche oder Schleiermachersche u. a., beseitigt. Eminescu spricht also bis dahin wie ein unbedingter Schüler und Verehrer Schopenhauers oder wenigstens wie ein objektiver, ja sogar freundlicher Beurteiler dessen. Doch weigert er sich nicht, auch die ungünstigen Folgen der Schopenhauerschen Philosophie hervorzuheben; denn „gerade diese verdienstvolle Kritik der leeren Phrasendrescherei hat — nach Eminescu — auch den beständigen Widerspruch zwischen unseren Ideen und den Formen der Civilisation aufgedeckt, uns die Notwendigkeit klar gemacht, inmitten von Einrichtungen zu leben, die uns lügenhaft er-

scheinen, und uns zu Pessimisten gemacht“ (S. 99f.). Es liegt in diesen Worten mehr als die Feststellung einer Tatsache; es liegt darin etwas, wie ein Bekenntnis E.s von seiner Weltanschauung, deren pessimistischer Charakter nicht in geringem Maße eben auf den Einfluß Schopenhauers und seiner Schule zurückzuführen ist.

Eine im guten Sinne überraschende Wendung nimmt der pessimistisch gehaltene Aufsatz am Ende, wo E. auf einmal optimistische Töne erklingen läßt. Er ist keineswegs verzweifelt an den Zuständen, die Nordau schildert. Seine Seele sehnt sich nach einer Wiedergeburt, sein Geist entdeckt die heilbringende Quelle der neuen Richtung in der antiken Welt und in der Volksliteratur, sein Wille betätigt sich in der Begründung der Zeitschrift „Fântâna Blandusiei“ und in dem leider vergeblichen Entschluß, sich der Arbeit für die allgemeine Wohlfahrt zu widmen. „Die antike Kunst — meint er — wie auch die lateinische der mittleren Periode entbehrte der Bitterkeit und des Überdrusses; sie war eine Zufluchtsstätte vor den Sorgen und Schmerzen.“ „Literatur und Kunst sind also berufen, die Geister von dieser psychischen Krankheit des Skepticismus zu heilen“ (S. 100). Als eine Erinnerung an jene Kunst, die „solche Wunder zu tun vermag“, habe er seiner Zeitschrift den Namen jener Quelle gegeben, die unter einer Eiche in der Nähe der Stadt Tibur entsprang (S. 100), und um welche ein Hauch von Klassicismus weht. Über die andere heilbringende Quelle, die Volkspoesie, schreibt er aber: „Wenn wir in den Dichtern der Antike, die voll Wahrheit, Eleganz und trefflicher Ideen sind und die ewig jung bleiben werden, ein Heilmittel gegen den geistigen Rückschritt finden, so dürfen wir nicht vergessen, daß es auch in der Gegenwart eine solche ewig verjüngende Quelle gibt, die Volksdichtung, unsere eigene sowohl als die der uns umgebenden Völker“ (S. 100). Daher verspricht er auch, der Volksliteratur einen reichlichen Raum in der Zeitschrift zu sichern.

VI. Eminescus literarische Aufsätze.

(Über Theater- und Volksliteratur.)

Von literarischen Aufsätzen E.s sind mir nur zwei zugänglich gewesen: „Repertoriul nostru teatral“ und ein kleiner Aufsatz über die Volksliteratur, den er als Vorwort zu einer Sammlung von humoristischen Volkserzeugnissen („Literatura populară sau palavre şi anecdote de E. Baican, Bucureşti 1882) geschrieben hat.

„Repertoriul nostru teatral“ erschien zuerst „Familia“ (1870, Nr. 3) und wurde nachher in Div. 88ff. abgedruckt. Dieser Aufsatz behandelt die Frage des „rumänischen Theater-Repertoriums“, wie sich der Verfasser selbst ausdrückt. Anlaß dazu gab ihm die damalige eifrige Agitation für die Idee eines Nationaltheaters der ungarländischen Rumänen unter Leitung Iosif Vulcans.

E. behandelt die Frage des damaligen rumänischen Dramas, dann gibt er mehrere Erörterungen über Theater, dramatische Literatur im allgemeinen und über manche große Gestalten unter den dramatischen Schriftstellern.

Er übt an der damaligen dramatischen Literatur der Rumänen eine im großen und ganzen vernichtende, aber wohlbegründete Kritik (S. 89ff.). Von den Lustspielen Alexandris hat er keine besonders günstige Meinung. Sie scheinen ihm geistreich, aber größtenteils „voll Unsittlichkeit“ und dann sind ihm die meisten zu lokal geschrieben. Das dramatische Talent bestreitet er diesem fruchtbaren und hochangesehenen Schriftsteller nicht; nur meint er, „die Vorbilder und Ziele, die er befolgt zu haben scheint, seien allzu unklar“ (S. 89). Als gute Stücke, die das Talent Alexandris, das sich „in Reinheit und Klarheit zeigen konnte“, beweisen, nennt er „Cinel-cinel“, „Craĭ-nou“, „Arvinte şi Pepelea“.

Ganz vernichtend beurteilt er die in Wahrheit äußerst schwachen dramatischen Erzeugnisse Bolintineanus, der damals als berühmter Dichter in der rumänischen Literatur galt. Seine Dramen sind — nach E. — „charakterlos, ziellos, ohne

irgend einen Zusammenhang, unmöglich durch ihre Nichtigkeit.“ Dagegen äußert er sich mit viel Lob, aber mit weniger kritischem Geist, über die Stücke Urechias, von denen er bedauert, daß sie nicht zahlreicher seien. Lobend spricht er auch über das Drama „Răsvan-Vodă“ von Hasdeu (S. 90). Seine Ansichten über Stücke, die absolut wertlos sind, erwähne ich nicht.

Als wirklich aufführungswerte Stücke bezeichnet er das Drama „Rienzi“ von S. Bodnărescu, eine Bearbeitung des bekannten Bulwerschen Romans und das Drama „Grigore Vodă“ von Depărățianu, einem sonst nicht hervorragenden Dichter (S. 91). Im allgemeinen vertritt er die ganz berechtigte Ansicht, es sei die Anzahl solcher rumänischer Stücke sehr klein, die „durch ihre Existenz das Nationaltheater nicht entehren“ (S. 92).

Nach diesen Betrachtungen gibt E. einige treffliche Ratschläge für das Schaffen auf dem Gebiet des rumänischen Dramas. Der Grundsatz, der seine diesbezüglichen Ideen beherrscht, ist ein sittlicher: das Theaterrepertorium soll Stücke enthalten, „die nicht nur gefallen, sondern auch nützen, ja sogar vornehmlich nützen können“ (S. 95). Diesen Nutzen versteht er im sittlichen Sinne; er wünscht solche dramatische Erzeugnisse, die „große, edle, schöne Gefühle, gesunde und moralische Ideen“ erwecken (S. 93). Das empfiehlt er umsomehr, als man in einer Zeit lebt, wo „die Atmosphäre von ganz Europa von Korruption und Frivolität infiziert ist“ (S. 93). Als Muster stellt er den rumänischen Schriftstellern die nationalen Schriftsteller hin; er versteht darunter „solche Dramatiker die, indem sie den Geist ihrer Nation begreifen, durch und mit diesem Geiste das Publikum auf die Höhe ihres eigenen Niveaus emporheben sollen“ (S. 93) wie z. B. die spanischen Dramatiker, dann Shakespeare und ferner — ein interessantes Moment, da der Aufsatz 1870 geschrieben wurde — der Norweger Björnstjerne Björnson (S. 93). Besonders begeistert spricht er von Victor Hugo, von dem er überschwenglich behauptet, „er hebe sich bis zu der großen

und kräftigen Abstraktion des ganzen Volkes empor," nicht nur einer oder einiger Klassen (S. 93).

Hinsichtlich derjenigen, die tragische oder komisch-volkstümliche Stoffe bearbeiten wollen, empfiehlt er für den ersteren das „erhabene Drama" Friedrich Hebbels „Maria Magdalena", für den letzteren die Lustspiele des Dänen Stollberg (S. 94).

Was die Produktion selbst anlangt, so ist er nicht für Übersetzungen, sondern für originelle Erzeugnisse; er betont aber ausdrücklich, daß „wenn die Stücke auch keinen großen ästhetischen Wert haben sollten, so doch wenigstens der ethische Wert ein absoluter sein soll" (S. 94). Er warnt schließlich davor, Verfasser in weniger bekannten Sprachen, „die die „Reise um die Welt noch nicht gemacht haben" (so z. B. Russen, Magyaren, Serben), nachzuahmen, denn diese „haben in Wahrheit etwas originelles an sich, was gefällt; doch sei das ethische Element in ihnen infiziert" (S. 95).

Als zweckmäßig für das zu errichtende Theater empfiehlt er die Unterstützung der Künstler durch Stipendien.

Charakteristisch für sein Verlangen, das Theater solle sittlich wirken, sind folgende Äußerungen E.s „Uns gefällt auch der gröbere Spaß, nur sei er moralisch und treffe nicht das, was gut ist; uns gefällt auch der vulgäre Charakter, nur sei er nicht verderbt; ehrlich, gerade und gut, nach den Worten des Evangeliums, so wollen wir, daß der vulgäre Charakter in nationalen Dramen sei" (S. 94).

Unter den europäischen Theatereinrichtungen gefällt ihm am besten das Pariser Theaterwesen, wo „die besten Künstler der Welt spielen" (92). Théâtre français, Odéon, Gymnase, sind ihm „Namen, deren Ruf weit über die Grenzen Frankreichs hinausgeht. — Von dem Wiener Hoftheater, das er während seiner Studienzeit in Österreich oft besuchte, behauptet er, es sei nach der Entlassung Laubes in einen „deutlichen Verfall" geraten; trotzdem rühmt er es als eine klassische Einrichtung, wo man „eine klare, dichterische, verständige und seelenvolle Luft atme" (S. 92).

Als Dramatiker ist ihm von allen Shakespeare der größte. „Vielleicht — sagt er — hat es keinen dramatischen Dichter gegeben, der seinen Stoff mit mehr Sicherheit beherrscht, der alle Fäden seiner Werke mit mehr Bewußtsein gewoben hätte, als Shakespeare; denn seine Abgerissenheit ist nur scheinbar, und einem klareren Auge zeigt sich sofort die Einheit voll Bedeutung und Tiefe, die alle Schöpfungen dieses gewaltigen Genies beherrscht" (S. 91).

Die Ansichten E.s über das Theater sind im großen und ganzen, wenn auch interessant, doch weder von einer besonderen Originalität, noch von besonderer Klarheit. Sie beweisen nur, daß er im Alter von 21 Jahren sowohl umfangreiche, litterarische Bildung und einen ungewöhnlich kritischen Geist besessen hat.

Den Aufsatz über die Volksliteratur schrieb er im Jahre 1882; er ist in der Jassyer Zeitung „Viitorul" (1. Mai 1902) abgedruckt worden. Sein Wert liegt darin, daß er einerseits das rege Interesse E.s für die Volksdichtung und seine Liebe für sie bezeugt, andererseits uns manche merkwürdige Ansichten, die er darüber hatte und die seine dichterischen Neigungen gewissermaßen erklären, darbietet.

Er schreibt namentlich auch hier mit einer echt romantischen Begeisterung von dem Mittelalter der rumänischen Geschichte, von dem patriarchalischen Leben voller Gesang und Lieder zur Zeit Stephans des Großen, das er sich über die Wirklichkeit hinaus äußerst glücklich vorstellt. Er geht in dieser Verherrlichung der Vergangenheit so weit, daß er sogar die sehr poetische, doch sehr wenig wahrscheinliche Hypothese aufstellt, daß es zur Zeit einiger rumänischen Fürsten eine literarische Epoche gegeben haben müsse, deren bruchstückartige Überreste heute noch vorhanden sind, sich aber von Tag zu Tag verringern.

Der Aufsatz enthält noch einige treffende Bemerkungen über manche Eigenschaften der rumänischen Volksliteratur, wie z. B. die über das Verspotten der Mönche, das er mit der großen Zahl von Mönchen und mit dem Mangel an Kultur, der dem damaligen Klerus eigen war, erklärt.

VII. Eminescus Novellen.

1. Die Novelle „Sermanul Dionis“ (Nov. S. 31ff.) erschien zuerst im J. 1872, in C. L. VI 329, 378ff. und wurde 1890 in P. s. V. abgedruckt; sie ist eine Jugendschrift E.s, die ein außerordentlich starkes Gepräge von Romantik an sich trägt. Wir haben es hier überhaupt mehr mit einem launenhaften Mosaik von Phantastischem und Mystischem, von Wirklichkeit und Traum, von Möglichem und Unmöglichem, als mit einer klaren, einheitlichen Novelle zu tun; der ästhetische Wert ist daher nicht allzugroß. Sie enthält aber eine Fülle biographischer und psychischer Momente, die sich auf den Dichter selbst beziehen, indem sie aus seinem eigenen äußeren und inneren Leben geschöpft zu sein scheinen. Sonderbare Lebensweise, romantisches Tun und Treiben, Vertiefung in metaphysische Probleme der Philosophie, das alles deutet auf Züge hin, die dem Helden der Novelle, Dionis ebenso eigen sind, wie dem Dichter selbst.

Der Held Dionis tritt uns von Anfang an als eine merkwürdige, ungewöhnliche Gestalt entgegen. Er ist in verwickelte metaphysische Gedanken vertieft: das Wesen oder besser gesagt, das Rätsel der Welt beschäftigt ihn, und eine Fülle sonderbarer Ideen durchkreuzen sein Gehirn.*) Er denkt über die Welt als Vorstellung nach. „Bei unveränderten Proportionen wäre eine tausendmal größere oder tausendmal kleinere Welt für uns ebenso groß. Und die Gegenstände, die ich nur mit einem Auge betrachte, sind kleiner; die ich mit beiden ansehe, größer; wieviel beträgt ihre absolute Größe?“ (S. 31).

„Wer weiß, ob wir nicht in einer mikroskopisch kleinen Welt wohnen und nur die Beschaffenheit unserer Augen es

*) Ebenso wie E. selbst, ist auch Dionis ein leidenschaftlicher Liebhaber von alten Büchern, die er aus Wissensdrang kauft. Der Antiquar Riven sagt von ihm (S. 79): „Er kauft bei mir Bücher ein. Gewöhnlich die allerältesten und immer solche, die ich niemandem auf der Welt mehr verkaufen konnte.“

mit sich bringt, daß wir sie in dieser Größe sehen? Wer weiß, ob nicht jeder einzelne, alle Dinge anders sieht — und nur die Sprache, die gleiche Benennung eines Gegenstandes, den der eine so, der andere anders sieht, die gemeinsame Verständigung zu Wege bringt. — Die Sprache? — nein. Vielleicht klingt ein jedes Wort dem Ohre verschiedener Leute verschieden — nur das Individium, das immer dasselbe bleibt, hört es in einer bestimmten Weise" (S. 31f.).

Infolge solcher skeptisch-metaphysischer Gedanken, gelangt er zu pessimistisch gefärbten Reflexionen.

„Und ist in einem grenzenlos gedachten Raume nicht ein Teil von ihm, wie groß oder wie klein er sei, nur ein Tröpfchen im Vergleich zur Unendlichkeit? Ebenso ist nicht in der unbegrenzten Ewigkeit jeder noch so große oder noch so kleine Zeitteil, nur ein aufgehobener Augenblick?"*) (S. 32), In Wahrheit — meint Dionis — „ist die Welt der Traum unserer Seele;**) es gibt weder Zeit noch Raum, sie sind nur in unserer Seele ..." (S. 32). „Vergangenheit und Zukunft sind in meiner Seele." (Ebenda). In dieser Weise vertieft sich der Held der Novelle immer mehr in metaphysische Ideen, und sein Denken verliert sich in einem dunklen Mysticismus. Er bedauert, „daß die Wissenschaft der Nekromantie und die Astrologie verloren gegangen sind," denn „wer weiß, wieviel Geheimnisse sie uns in dieser Beziehung entdeckt hätten" (S. 33). In seinem Gehirn wurzelt jetzt ein phantastischer Glaube: es wäre möglich in der Vergangenheit zu leben, wenn nur das Geheimnis, durch welches wir zum Unendlichen in Beziehung treten könnten, entdeckt wäre" (S. 32f.). — „Es ist nicht wahr, daß es eine Vergangenheit gibt — die

*) Genau denselben Gedanken, nur auf die ganze Welt verallgemeinert, finden wir in der I. Satire (Şar. S. 134) wieder: „.... Lumea asta' ntreagă e o clipă suspendată."

**) Diese echt Schopenhauersche Idee kommt in E.s Dichtungen öfters vor; nur daß der große Philosoph sich anders ausdrückt, und zwar in dem Sinne, die Welt sei unsere Vorstellung, denn „Seele" ist ihm kein klarer Begriff.

Reihenfolge ist in unserem Denken vorhanden — die Ursachen der für uns auf einander folgenden, immer gleichen Erscheinungen, sind und wirken gleichzeitig. Ist es etwa vollkommen unmöglich, daß ich zur Zeit Mirceas des Großen oder Alexanders des Guten lebte?“ (S. 33). Dieser wahrhaft mystisch-romantische Glaube, der sich in überirdischen Sphären bewegt, ist ein Grundstein des ganzen metapysischen Inhalts dieser Novelle, und E. stellt sich die Aufgabe, ihn als für eine zeitlang verwirklicht darzustellen.

Nach dieser sehr bezeichnenden Einleitung, schildert der Verfasser in farbenreichen Worten seinen Helden Dionis: „Ein von wilden, unregelmäßigen Locken umrahmter Kopf, der in einer Lammfell-Mütze steckte“ (S. 33). Melancholie und Träumerei drücken seine Augen aus (S. 33). Die Verwandschaft des Dichters mit Dionis tritt hervor, wenn wir von dem letzteren hören, er sei „eine Existenz ... ohne Aussichten und dazu von Geburt an zum Mangel an Positivismus bestimmt“ (S. 35); er war noch dazu arm und „infolge seiner prädisponierten Natur wurde er noch ärmer“ (S. 36). Selbst die Art, wie Dionis sich seine Bildung anzueignen wußte klingt so, als ob von E. die Rede sei. Bloß auf sich selbst angewiesen, genötigt, sich selbst „aufs Geradewohl zu bilden,“ — „ließ ihn diese Freiheit der Wahl unter den Elementen der Bildung nur das lesen, was mit seiner so träumerischen Gemütsanlage im Einklang stand. Mystische Dinge, metaphysische Subtilitäten wirkten auf ihn mit der Anziehungskraft eines Magneten — ist es da zu verwundern, daß für ihn der Traum ein Leben und das Leben ein Traum war?“ (S. 36). Damit vereinigte sich eine tiefe Sehnsucht nach Liebe, nach einer von ihm in seiner Einsamkeit und in seiner völligen Verlassenheit geträumten romantischen Liebe: „Oft suchte er sich jene silberne Schatten vorzustellen, mit weißem Gesicht und goldenem Haar — denn alle Ideale sind blond — und er glaubte ihre heißen, schmalen Händchen in seinen Händen zu spüren, und es schien ihm,

daß seine Seele, sein Wesen, sein Leben dahin schmelze, während er sie anblickte, ewig anblickte“ (S. 37).

Auch das äußere Leben des Helden Dionis — ein echtes Bohème-Leben — scheint dem E.s ähnlich. Er bewohnt ein ödes Zimmer voll alter Bücher; auf einem Tische liegen zerstreut Papiere, Verse, Zeitungen und Broschüren, überall herrscht eine große Unordnung. Er bewohnt das Haus allein; niemand stört ihn, — „die Spinnen treiben ihre stille und friedliche Arbeit“ (S. 38; vgl. „Singurătate“ Şar. XXXV dasselbe Bild).

Äußerst arm wie er ist, besteht sein ganzes Vermögen aus „der Büste eines Jünglings von ungefähr 18 Jahren in natürlicher Größe — mit schwarzen, langen Haaren, mit dünnen, rosenfarbigen Lippen, mit feinem weißen, wie in Marmor gemeißeltem Antlitz und mit großen blauen Augen unter großen Brauen und langen, schwarzen Wimpern“ (S. 38). Es ist das Bild seines Vaters, eines Mannes von edlem Geschlecht, der in einer geheimnisvollen Weise in die niederen Volksklassen geraten, die Tochter eines alten Pfarrers geliebt hat und dann — infolge eines gleichfalls geheimnisvollen Unglücks — wahnsinnig gestorben ist (S. 39f.). Diese Büste spielt in der Novelle eine besonders wichtige phantastische Rolle.

Dionis ist ein „abergläubischer Atheist“ (S. 44). — Am Abend liest er in einem astrologischen Manuskripte bei dem bleichen Licht des Mondes, indem er die dunklen Geheimnisse zu durchdringen sucht (S. 45). Auf einmal hört er süßen Gesang und ein schönes Mädchen — Maria — „ein weißer Engel“ zeigt sich ihm durch das Fenster des Hauses, das seiner Wohnung gegenüber steht. Unter dem Eindrucke des zauberischen Gesanges und des Mädchens, fällt Dionis in eine tiefe Träumerei. Der Gedanke bemächtigt sich seiner, daß das geheimnisvolle Buch ihm die Mittel geben würde, sich in die Vergangenheit zu versetzen. Das geschieht auch. Die astrologischen Zeichen des Buches fangen an sich zu bewegen; es scheint ihm zuerst, als höre und sehe er jetzt die alten Gestalten der rumänischen Fürsten, den Rat der alten Würdenträger, das begeisterte und fromme Volk, den fürstlichen Hof

mit seinem ganzen Leben. Schließlich wird sein heißer Wunsch zur Tatsache; aus den brennenden Kreisen der astrologischen Zeichen hört er seine Stimme ihn fragen: „Wo sollen wir bleiben?“ und mit gedämpfter Stimme flüstert er: „Alexander der Gute!“ Nun verschwindet plötzlich Dionis und an seine Stelle tritt der Mönch Dan, der zur Zeit jenes moldauischen Fürsten Alexanders des Guten lebte. Der Mönch Dan meint, er habe von sich als von einem gewissen Dionis geträumt, unter fremden Leuten, in einer fremden Welt ... Der Antiquar aber, der Jude Riven, von welchem Dionis das wunderbare Buch gekauft hatte, verwandelt sich jetzt plötzlich in den „Meister Ruben“, in den Wundertäter, der selbst das Buch verfaßt; die Büste des Vaters Dionis wird ihrerseits der Schatten seines Sohnes. Und nun unterhält sich der Mönch Dan mit dem Meister Ruben über die Seelenwanderung. — „Die Seele wandert aus einem Zeitalter in das andere, dieselbe Seele, nur daß der Tod sie vergessen läßt, daß sie schon einmal gelebt hat“ (S. 49). „Darum haben die Menschen ein dunkles Gefühl für die Erhaltung und für die Größe ihres Stammes. Sie selbst sind es, die in den Urenkeln wiedergeboren werden“ (S. 53). — „Das sei der Unterschied zwischen Gott und Mensch. Der Mensch hat in sich nur der Reihe nach das Wesen anderer zukünftiger und gewesener Menschen; Gott hat in sich auf einmal alle die Stämme, die kommen werden und die vorüber gegangen sind; der Mensch umfaßt einen Zeitabschnitt, Gott ist die Zeit selbst, mit allem, was in ihr geschieht ...“ (S. 53). Dasselbe sagt Ruben auch hinsichtlich des Raumes: „Stück für Stück kannst du an jedem gewünschten Orte sein, nur kannst du ein Stück Raum nicht unerfüllt verlassen.“

„Du weißt — erzählt er weiter dem wissensdurstigen Mönche — daß es kraft eines Naturgesetzes, keinen leeren Raum gibt. Aber es gibt ein Mittel, diese Last los zu werden, eine Last, die uns vom vergänglichen menschlichen Körper auferlegt ist. Du hast gesehen, daß im Menschen eine unendliche Reihe von Menschen enthalten ist. Lasse einen aus

dieser Reihe deinen Platz einnehmen, während du ihn verläßt. Es versteht sich, daß dieser nicht ganz wird sein können; denn wäre er ganz, so würde er seine Existenz verneinen. In Wahrheit aber hat ein jeder den ewigen Menschen, aus dem die ganze Reihe vergänglicher Menschen hervorgeht, bei sich, nämlich den Schatten. Auf kurze Zeit könnt ihr eure Wesen vertauschen — du kannst dem Schatten dein ganzes vergängliches Wesen von heute geben, er gibt dir sein ewiges Wesen und du empfängst, wie der mit Ewigkeit ausgestattete Schatten, sogar einen Teil der Allmacht Gottes; dein Wille erfüllt sich nach deinem Gedanken" (S. 53 f.).

Als Mittel, alle diese Wunder mit sich geschehen zu lassen, empfiehlt Ruben dem Mönche das geheimnisvolle Buch, „auf dessen siebentem Blatte alle Formeln geschrieben seien, die dazu nötig sind" (S. 54).

Dan verläßt tief gerührt den Meister. Da verwandelt sich das Haus in eine schwarze Höhle, Ruben wird ein grausames Ungetüm, kleine Teufel springen froh herum, und der Satan sagt sich zufrieden — „eine gänzlich vernichtete Seele mehr!" Er jubelt darüber, daß „dieser fromme Mönch" ihm schließlich ins Garn gegangen sei.

Der Mönch aber denkt freudevoll an das große Geheimnis, an das wunderbare Leben, das er mit Hilfe des Buches gleich anfangen wird. Er erinnert sich zugleich seiner vielgeliebten Maria, „die er niemals in sein Gebet einzuschließen vergessen hat."

Die wunderbaren Ereignisse, deren Held Dan wird, fangen an: Er fühlt neben sich seinen Schatten, und dieser denkt, und er hört dessen Gedanken: „deine Seele hat von Anbeginn der Welt bis heute eine lange Wanderschaft durch tausende von Körpern gemacht, von denen heute nichts als Staub übrig geblieben ist .... niemand hat sie auf ihrer verlorenen Wanderschaft begleitet als ich — der Schatten der Körper, in denen sie gelebt hat" (S. 60). „Deine Seele — denkt sein Schatten weiter — war einmal in der Brust Zoroasters gewesen, ohne daß sie sich heute noch daran erinnert ..." (S. 60).

Von seinem Schatten hört Dan das Wunder, sein Buch sei das Buch Zoroasters und enthalte alle Geheimnisse von dessen Wissen. — Jetzt sieht er deutlich „die Trennung seines Wesens in einen ewigen und einen vergänglichen Teil“ (S. 60). Der Schatten nimmt nun eine realere Form an und sagt ihm: „Indem du dir durch Zauber mein Wesen aneignest, werde ich ein gewöhnlicher Mensch sein und meine ganze Vergangenheit vergessen; du aber wirst, so wie ich, ewig, allwissend und mit Hilfe des Buches allmächtig“ (S. 60f.). Dann sagt der Schatten noch, er werde an Stelle Dans mit dem Schatten seiner Geliebten und mit dessen Freunden auf der Erde bleiben; Dan aber werde samt seiner Geliebten eine Reise in den Raum des Weltalls antreten. Dort wird der Mönch ein Jahrhundert leben und wird glauben, es sei ein Tag; er kann auch die Erde — in der Form „einer mit einem Henkel versehenen Perle“ für seine Geliebte — mit sich nehmen, ohne daß sie ihm unbequem sei (S. 61). Dan erklärt sich mit allem einverstanden und gibt dem Schatten den Auftrag, die Memoiren seines Lebens zu schreiben. Er soll ihm „die ganze träumerische und trügerische Natur der menschlichen Dinge schildern: von der Blume, die mit Naivität durch ihr glänzendes Kleid lügt, sie sei glücklich im Innern ihrer zarten Organe, bis zum Menschen, der mit großen Worten, mit einer ewigen Verstellung, die solange dauert, als die Geschichte der Menschheit, jenen schwarzen, schlechten Kern verdeckt, der der wahre Kern seiner Handlungen ist — seine Selbstsucht“ (S. 61). — „Du wirst sehen — sagt Dan zu dem Schatten — wie man uns in Schule, in Kirche und Rat vorlügt, wir treten in eine Welt der Gerechtigkeit, der Liebe, der Heiligkeit ein, damit wir sterbend einsehen, daß es eine Welt der Ungerechtigkeit und des Hasses war; ach! wer wollte länger leben, wenn man ihm von klein auf statt der Märchen, den wahren Stand der Dinge sagte, in den er eintritt“ (S. 62).*) — „Also der Beruf eines

*) Diese Zeilen, die wie die Ausführungen eines kaltdenkenden, pessimistischen Philosophen klingen, enthalten den Kern jener Welt-

Philosophen?, sagt der Schatten, indem er bitter lächelte" (S. 62), und der Auftrag wird angenommen.

Dan fühlt nun „wie seine Arme in der Luft verschwinden und trotzdem eine riesige Kraft bekommen;" er fühlt, daß sein Verstand „klar wird wie ein Stück Sonne." Dagegen fühlt der Schatten, daß „das Bewußtsein seiner Ewigkeit sich verdunkelt und verschwindet;" „seine Gedanken werden schwer wie unter dem Druck des Bleies" (S. 62). Es werden von Dan noch sieben Blätter des Buches umgeschlagen und der Schatten wird ein Mensch, Dan aber ein „heller Schatten" (S. 62).

Jetzt gibt uns E. (S. 63f.) eine reizende Schilderung davon, wie Dan sich in der hellen Nacht zu seiner Geliebten begibt, wie er — in echt romantischer Art — durch das Fenster ihres Zimmers hinein springt, sie umarmt und mit Küssen bedeckt. Er fordert sie auf ihm zu folgen, denn „wir werden dort so glücklich leben, wo wir sein werden; von niemandem gestört: du für mich, ich für dich ..." (S. 64). Sie sollen von „dieser unglücklichen und schwarzen Erde" weit weggehen, um sie zu vergessen, um an niemand mehr zu denken, als an sich selbst (S. 64). Maria umarmt und küßt ihn; sie ist bereit, ihm zu folgen. „Ihr Kuß erfüllte ihn mit Genie und mit neuer Kraft" (S. 65). Die beiden Geliebten steigen nun Arm in Arm in die klare, von den Mondstrahlen durchdrungene Luft empor, und sie erreichen nach einer phantastischen Fahrt in dem Weltall den Mond. Hier bleiben sie an dem „duftenden Ufer eines blauen Teiches" stehen, dann machen sie sich wieder auf den Weg zur Erde. In der Nähe der Erde setzt sich Dan auf die Rippe einer schwarzen Wolke und „zum letzten Mal blickt er lange Zeit und nach-

---

anschauung, die sich in dem späteren Schaffen E.s konsequent geltend macht. Sie sind umso beachtenswerter, als sie von dem Dichter i. J. 1871, also noch in seinem Jugendalter, ausgesprochen wurden. Es ist dies eben die Wiener Zeit E.s, die Zeit, wo er Schopenhauer eifrig studierte, dessen starker Einfluß auf die früheste Gestaltung seiner philosophischen Ideen keineswegs zu verkennen ist.

denkend die Erde an“ (S. 65). Er liest jetzt aus Zoroasters Buch das Gericht der Erde und „jeder Buchstabe ist ein Jahr und jede Zeile ein Jahrhundert von Wahrheit“ (S. 65).

Eine neue Reihe pessimistischer Gedanken tritt uns nun entgegen. „Es war entsetzlich, wieviel Verbrechen auf diesem in der Unendlichkeit der Welt so kleinen Atom hatten begangen werden können, auf diesem unbedeutenden schwarzen Ball, der Erde genannt wird.“ — „Die Bröckchen dieses Balles werden Königreiche genannt, die für das Auge der Welt kaum sichtbaren Infusorien Könige, und Millionen anderer Infusorien spielen in diesem verworrenen Traume die Untertanen“*) (S. 65).

Dan streckt nun die Hand über die Erde aus, und jetzt geschieht das große Wunder: die Erde wird immer kleiner und kleiner, bis sie sich in eine „blaue, mit goldenen Tröpfchen bespritzte Perle, die einen schwarzen Kern hat, verwandelt“ (S. 65). Mit dem Fernrohr blickt Dan durch die Schale der Perle und — wieder ein pessimistischer Gedanke — er „wundert sich, daß sie vor so vielem Haß, den sie in sich barg, nicht barst“ (S. 66). Dann nimmt er die Perle und hängt sie an den Haarschmuck seiner Geliebten!

Auf dem Monde führen Dan und Maria das glücklichste Leben. Nur ein geschlossenes Tor konnten sie nie betreten. „Über diesem Tor stand in einem Dreieck ein Feuerauge und darüber ein Spruch mit den krummen Buchstaben des dunklen Arabiens: es war der Dom Gottes, der Spruch aber war selbst für die Engel ein Rätsel“ (S. 68). Dieses Geheimnis läßt Dan keine Ruhe mehr. Umsonst sucht er eine Erklärung in dem Buche Zoroasters, umsonst befragt er die Engel darüber, umsonst sind alle Bemühungen, das große Geheimnis quält ihn.

„Ich möchte das Angesicht Gottes sehen,“ sagt er einmal zu einem Engel, der vorüberkam. — „Wenn du ihn nicht in dir trägst, so ist er für dich nicht da, und du suchst ihn

*) Dieselben Ideen kehren nach 9 Jahren (1880) in einer vollendeten künstlerischen Form in der „I. Satire“ wieder.

vergebens," antwortet der Engel ernst (S. 69). Eines Tages fühlt Dan seinen Kopf von Liedern erfüllt; die Sterne scheinen sich nach dem Takte zu bewegen; die Engel, die lächelnd an ihm vorübergehen, stammeln die Lieder, die in seinem Kopfe summen; „nur das arabische Zeichen schimmerte rot, wie die Glut in der Nacht" (S. 69). Der fürchterliche Gedanke vor dem ihn Meister Ruben gewarnt hatte, bemächtigt sich plötzlich seiner. — „Singen denn die Engel nicht das, was ich denke? . . . bewegt sich denn die Welt nicht so, wie ich es will? (S. 69). „. . . Bin ich denn nicht ohne es zu wissen, . . . [Gott] selbst?" (S. 70). Er kann aber den schrecklichen Gedanken nicht völlig aussprechen, denn plötzlich geschieht etwas Schauderhaftes. Der Klang einer ungeheuren Glocke ertönt, der Himmel und alles bricht zusammen und Dan fühlt sich vom Blitz getroffen und in die Unendlichkeit versinken. Eine Stimme aber erschallt hinter ihm: „Unglücklicher, was hast du zu denken gewagt? Es ist dein Glück, daß du nicht das ganze Wort ausgesprochen hast" (S. 70). Inzwischen fällt Dan blitzschnell, er nähert sich der Erde . . . und seine Augen öffnen sich. Vor uns steht nun — der fast vergessene Dionis, der sich jetzt verwundert fragt: „War denn dein Traum so voller Greifbarkeit ein Traum, oder Wirklichkeit von der traumhaften Art aller menschlichen Wirklichkeit?" (S. 71).

Das gegenüberliegende Haus, an dessen Fenster Maria gesessen, erscheint ihm wieder und mit ihr das schöne Bild des Mädchens. Er fühlt jetzt deutlich, daß er sie liebt. Das macht ihn aber unendlich unglücklich; denn er weiß, die Liebe eines armen Jünglings wie er, ist für immer hoffnungslos. Er entschließt sich, ihr zu schreiben, sie solle ihn vergessen. „Mit einer schmerzlichen noch nie gefühlten Wonne" schreibt er den Entsagungsbrief.

Maria, die ihn aus tiefstem Herzen liebt, erscheint wieder am Fenster und preßt das Schreiben weinend an ihre Brust. Dionis sieht diese Szene tieferschüttert an; ein heftiger Schmerz ergreift ihn und er fällt in Ohnmacht. Als er aufwacht, be-

kommt er einen längeren Fieberanfall und redet fortwährend irre. Er hält sich noch für Dan, denkt an das geheimnisvolle Buch Zoroasters, sieht noch seinen Schatten vor sich, und als der Antiquar Riven eintritt, glaubt er den Meister Ruben vor sich zu haben und fragt ihn erstaunt, warum er, ein so tiefsinniger Philosoph, Haarlocken und jüdischen Kaftan trage." Dieser Fieberzustand ist von E. in einem anmutigen, halb mystischen, halb humoristischen Tone geschildert (S. 78—80).

Der Schluß der Novelle bringt uns eine überraschende, launige Lösung echt romantischen Stils. Während der Krankheit des Dionis entdeckt der Vater Marias, daß jener der Erbe eines Vermögens ist, interessiert sich für sein Los, und mit Hingebung pflegt Maria den kranken Geliebten. Nach seiner Genesung heiraten sich die Liebenden und führen ein echt märchenhaft-romantisches Leben.

Doch damit ist die Novelle noch nicht abgeschlossen. Der Dichter fühlt die Notwendigkeit noch einen Anhang hinzuzufügen, in dem er sich mit den Lesern über den Sinn der verschiedenen Personen und des Grundgedankens der Novelle unterhält.

„Wer ist der wahre Held dieser Ereignisse Dan oder Dionis?", fragt sich der Dichter. Dann meint er, die Leser haben den Schlüssel der Begebenheiten in der Umwelt des Dionis. „Sie werden — schreibt er — die Grundelemente seines seelischen Lebens in der Wirklichkeit gefunden haben: Ruben ist Riven; der Schatten auf der Wand, der eine so große Rolle spielt, ist das Bildnis [die Büste] mit den blauen Augen; mit dem Verschwinden dieses geht auch das verloren, was ihr wohl für eine fixe Idee halten möchtet; kurz, viele mögen glauben, daß sie an der Hand des Kausalitätsfadens, den Sinn der Begebenheiten erraten hätten, indem sie sie einfach auf Träume einer kranken Einbildungskraft zurückführten" (S. 84).

E. selbst scheint aber damit nicht ohne weiteres einverstanden zu sein. Dazu sind seine Sympathien für die mystisch-buddhistische Philosophie und teils auch sein pessi-

mistisch gefärbter Skeptizismus zu groß. Er fragt sich daher immer noch, ob von einem Traum die Rede sein kann oder nicht. „Ist nicht vielleicht hinter den Kulissen des Lebens ein Regisseur, dessen Existenz wir uns nicht erklären können?“ (S. 84). „Sind es nicht dieselben Schauspieler, obwohl die Stücke andere sind?“*) (Ebenda). — Mit solchen dunklen Fragen martert er sein Gehirn.

Dieser ganze sonderbare Anhang erinnert an die bekannte Manier der Romantiker (E. T. A. Hoffmann**) z. B.), ihre Erzählungen in solchen teils willkürlich abschweifenden, teils didaktischen Tone zu unterbrechen oder abzuschließen, wodurch etwas deren Einheit Störendes hervorgerufen wird.

Die Schlußbetrachtungen E.s, wenn auch von ästhetischem Standpunkte nicht zu billigen, haben doch für das Verständnis der Novelle einen besonderen Wert.

Was die Novelle selbst anlangt, werde ich nur noch einige Bemerkungen allgemeiner Art machen. In erster Linie ist sie — streng genommen — schwerlich als eine Novelle anzusehen, obwohl der Dichter sie so bezeichnet, sondern als „romantische Erzählung“. Sie führt uns in Wahrheit keine Lebensereignisse vor; die Entwickelung der Erzählung wird von den vorwiegend philosophischen Elementen und romantischen Schilderungen höchst zurückgedrängt, so daß man sie nicht mehr ohne weiteres deutlich verfolgen kann. Ferner

---

*) Dieser Zweifel wird in dem zwölf Jahre später verfaßten Gedichte „Glossa“ (Şar. LXVI) zur Gewißheit. Hier sind ihm alle Dinge der Welt dieselben: „alles ist alt und alles ist neu“:

„Toate's vechĭ şi nouă toate“
denn: „Tot ce-a fost orĭ o să fie
In prezent le-avem pe toate“
oder „Alte măştĭ, aceĭaşĭ piesă,
Alte gurĭ, aceiaşĭ gamă.“

**) An diesen höchst charakteristischen Vertreter der deutschen Romantik, der das Phantastisch-Schauderhafte so sehr pflegte, erinnert sowohl „Sermanul Dionis“ wie besonders „Cesara“, die mit ihrem mittelalterlichen Kloster- und Ritterleben Anklänge hat an das berühmte Werk Hoffmanns: „Die Elixire des Teufels“.

sind die Gestalten, die in ihr vorkommen, keine Charaktere, keine realen Gestalten, sondern vielmehr Phantasiegebilde ohne eine bestimmte, klare, vollständige Persönlichkeit. Dan sowohl wie auch Maria tragen das ausgesprochene Gepräge der in der Romantik üblichen Gestalten an sich: es sind phantastisch konstruierte Menschen, die keine eigentliche menschliche Individualität darstellen.

Dionis macht den Eindruck eines romantischen Faust, wenn ich mich so ausdrücken darf.*) Als unruhiger, tiefsinniger Wahrheitssucher will er alle Geheimnisse der Welt durchdringen, als Dichter spottet er über Religion und Gesellschaft und über sich selbst, als Mensch sehnt er sich nach Liebe und Glückseligkeit. Doch zeigt er uns keine großen seelischen Kämpfe, keine Entwickelung aus dem Inneren heraus, sondern ganz äußerliche, mit seinem Wesen in keinem Zusammenhange stehende Momente entscheiden über sein Loos: das unerwartete Glück einer Erbschaft und die Liebe seiner Maria genügen, und so bekommen wir von seinem faustischen Streben nach Wahrheit, von seinen großartigen philosophisch-mystischen Gedanken nichts mehr zu hören. Riesige, ewig ungelöste Rätsel des Lebens und der Welt verschwinden spurlos, um einer romantischen Liebe mit Küssen und Umarmungen den Platz zu räumen. Ja, ein wahrhaft romantischer Faust ist Dionis: im Traume betätigt sich sein phantastisch-tragisches Streben nach Wahrheit, in der Wirklichkeit aber ist er nur ein harmloser Träumer, der an der jungfräulichen Brust Marias alle die verwickelten philosophischen Probleme, die ihn früher gefesselt haben, vergißt.

Maria selbst ist vielleicht in noch höherem Grade eine persönlichkeitslose, phantastische Gestalt. Ein „Engel“ — wie sie E. nennt — ist sie auf alle Fälle. Dazu besitzt sie alle erforderlichen Eigenschaften und Tugenden. Sie ist ein

*) Man wird unwillkürlich an E.s Plan ein Drama in faustischer Art zu schreiben erinnert, umsomehr als er diesen Plan in demselben Jahre (1871, Februar; vgl. C. L. XXV, 903 ff.) aufgab, in dem die Novelle erschien.

Wunder von Schönheit, hell-blond, mit blauen Augen, wie die übliche christliche Vorstellung den Engel als Lichterscheinung im Kontrast zur Dunkelheit schildert. Dann ist sie äußerst gut, voll Hingebung, opferwillig. Als eine menschliche Gestalt steht sie uns aber noch weniger, als Dionis, vor Augen; sie bleibt ein Traumbild, auch wenn sie die Lebensgefährtin des Dionis wird.

Die anderen Personen der Novelle: Riven, der Vater Marias etc. sind bloße Statisten, die kaum in Betracht kommen können.

Die Charakterzüge der Erzählung sind teils philosophischer, teils romantischer Art. Philosophischer Art sind die mystisch-metaphysischen und die pessimistischen Elemente, romantischer Art ist das Phantastisch-Schauderhafte (in Bildern und Ereignissen), die Liebe und die Schilderung der Natur, die gleichfalls in der Erzählung eine wichtige Rolle spielen.

2. Die Novelle „Cesara" (Div. 94ff.) erschien zuerst im „Curierul de Iassi", ohne Unterschrift des Verfassers; aber von Augenzeugen, die in der Typographie das Manuskript gesehen, wurde sie als von E. geschrieben bestätigt. (N. A. Bogdan, Nov. S. 159.) Sie ist wie „Sermanul Dionis" gleichfalls eine romantische Schöpfung. Einige Jahre nach seiner ersten Erzählung verfaßt, zeigt auch sie genau dieselben Grundzüge wie jene Novelle; wir finden hier im allgemeinen dieselbe eigentümliche Mischung von philosophischen Betrachtungen und romantischen Schilderungen, dieselben subjektiven, phantastischen Gestalten, dieselbe sonderbare Art von Ereignissen wieder. Nur ist alles viel klarer und harmonischer als im „Sermanul Dionis". Auch die Personen, wenngleich romantischer Natur, stehen der Wirklichkeit viel näher als Dionis oder Maria. Ja das ganze Milieu, in dem sich die Novelle entwickelt, ist ein reales; nur daß die Art und Weise, wie der Dichter die Fabel, die schon an sich ausgeprägt romantisch ist, sich vollziehen läßt und wie er sich die Personen wählt, und sie schildert, wiederum auf die reiche Phantasie seines

Talentes hindeutet. Daher kann „Cesara“ ihrer Form nach als eine Novelle angesehen werden, aber von durchaus romantischem Kolorit. Sie zerfällt in acht Abschnitte.

I. Im ersten Abschnitte beschreibt der Dichter in plastischer Schilderung ein altes Kloster in herrlicher Lage. Zwei Mönche treten uns entgegen: der alte Onofreiŭ, „mit ausdruckslosen, ein wenig blödsinnigen Augen“, der andere, Ieronim, ein Jüngling von auffallender Schönheit und bewußtem Stolz, mit Augen, deren Ausdruck „eine sonderbare Mischung von Traum und kalter Vernunft“ bezeugt. Für das Mönchtum hat er keine besondere Neigung, auch nicht für das weltliche Leben; nur der stillen Vertiefung in sich selbst ist er geneigt, und sein ganzes Vergnügen besteht in der Malerei, für die er großes Talent hat.

Eine Szene zwischen den beiden, von einander so verschiedenen Mönchen ist von E. reizend geschildert. Ein frischer, lebensfreudiger Zug geht durch diese Schilderung, und E. beweist hier, daß er auch ein lebenstreuer Künstler, nicht bloß ein weltfremder Romantiker sein kann. Onofreiŭ, der alte Mönch, sehnt sich nach einer lustigen Nacht in der Stadt, wo man guten Wein trinken, gemütlich Karten spielen, aus langen Pfeifen rauchen und schöne Mädchen anschauen kann (S. 98). Um auch seinen Freund Ieronim bei sich zu haben, habe er — wie er selbst erzählt — „wie immer“ gelogen, er brauche den jungen Mönch zu einem Totenmahl (S. 97). Die List gelingt, und beide Mönche machen sich froh auf den Weg zur Stadt.

II. Wir befinden uns in einem aristokratischen Hause, wo wir drei andere Personen der Erzählung kennen lernen: die Gräfin Cesara, ihren verhaßten Freier, den Markgrafen Castelmare, der von dem Vater Cesaras, einem ruinierten Kartenspieler, wegen seines Vermögens begünstigt wird, und einen liebenswürdigen alten Maler, Meister Francesco, den Freund und Vertrauten Cesaras, die ganz das Ebenbild Marias ist. Nach einer peinlichen Auseinandersetzung mit dem Markgrafen Castelmare, dem sie den Rücken kehrt, sieht sie plötz-

lich die beiden Mönche auf der Straße, und die Schönheit Ieronims erweckt auf der Stelle ihre Aufmerksamkeit. Sie ist von ihm entzückt; er scheint ihr ein Dämon, und sie denkt gleich daran, wie sehr er dem Francesco für sein Gemälde „der Fall der Engel" als Modell passen würde (S. 99). Sie ruft daher den Meister, der ihre Herzenserregung versteht und ihr auch erklärt und fortstürzt, um Ieronim zu erreichen. Das Herz Cesaras zittert; sie blickt fortwährend nach dem jungen Mönch auf der Straße und von seiner Schönheit gerührt, „war sie wie wahnsinnig" (S. 100). „Wenn er ihr gehört hätte, würde sie ihn getötet haben" (Ebenda). Eine heftige Sehnsucht nach Liebe bemächtigt sich ihrer; der romantische Dichter aber ruft schwärmerisch aus: „Welche Sprache ist reich genug, jene Unendlichkeit von Gefühlen auszudrücken, die sich nicht in der Liebe, sondern im Durst nach Liebe zusammendrängen" (S. 101). Und er schildert den Seelenzustand Cesaras nicht weiter, — denn „wäre die Analyse ihrer Gefühle nicht eine Sünde?" (S. 101) — so fragt er sich mit einer höchst bezeichnenden Subjektivität.

III. Jetzt tritt uns die merkwürdigste Gestalt der Novelle entgegen: der Eremit Euthanasius, der Oheim Ieronims. Er stellt die mystische Zaubergestalt der Erzählung dar: er ist ein einzigartiger Philosoph, und sein Leben verläuft inmitten einer prachtvollen, menschenlosen Natur, wo die wahre Glückseligkeit wohnt.

Der ganze 3. Abschnitt enthält einen langen dichterisch-philosophischen Brief, den Euthanasius seinem Neffen schreibt, in dem uns (S. 102 f.) das Idealleben eines Rousseauschen Naturmenschen in einer zaubervollen Natur geschildert wird.

In seiner Jugend war der Eremit Lehrling bei einem Bildhauer gewesen, und jetzt, in seiner Einsamkeit bildet die Beschäftigung mit dieser Kunst sein größtes Vergnügen. Die Granitwände der Grotte, in der er wohnt, hat er mit verschiedenen Ornamenten und Basreliefs verziert. Auf einer Wand ist die Gruppe Adam und Eva als Bild einer platonischen, rein-idealen Liebe dargestellt, auf einer anderen die

Gruppe Venus und Adonis als Ausdruck der rein-menschlichen Liebe, die E. in seinem Leben wie in seinen Gedichten oft berauscht hat, um ihn nachher immer zu enttäuschen und zu betrüben. Weiter enthält der Brief im Anschluß an die erwähnten Bilder auch beachtenswerte philosophische Erörterungen über die Liebe, die zum Teil an Schopenhauers „Metaphysik der Geschlechtsliebe" („die Welt als Wille und Vorstellung", Bd. II, Kap. 44) erinnern. Auch in dem Vergleiche zwischen Bienenstaat und menschlicher Gesellschaft (S. 104f.), auf den hier einzugehen, zu weit führen würde, zeigt sich der Einfluß sowohl des deutschen Philosophen, wie der Lehren Buddhas, mit denen, wie wir früher gesehen haben, E. sich beschäftigt hat.

IV. Wir befinden uns in dem Atelier des Meisters Francesco. Es ist ihm gelungen, Ieronim mit sich als Modell zu nehmen, indem der alte Mönch, mit ein paar Goldstücken Francescos getröstet, seine Lustreise durch die Stadt allein fortsetzt. Cesara hat sich inzwischen in das Zimmer des Malers begeben, um den „Fall der Engel" anzusehen. Als sie plötzlich das Hereintreten des Meisters hört, verbirgt sie sich hinter der spanischen Wand, die das Bett Francescos verdeckt. Der Maler setzt sich nun an seine Arbeit und fängt an, Ieronim als Modell des Dämons zu skizzieren. Cesara, ganz außer sich vor Erregung und Leidenschaft, bewundert den schönen Jüngling von ihrem Versteck aus. Diese ziemlich pikante Szene ist von dem Dichter mit ausgezeichneter Plastizität geschildert (S. 109f.); in drei, vier Absätzen gibt er uns ein, wenn auch ausgeprägt-realistisches, so doch zartes und feinsinniges Bild der sinnlichen Regungen, die Cesara quälen. Sie zittert an ihrem ganzen Körper, ihre Augen brennen, ihr Antlitz ist feuerrot unter dem Eindruck der schönen Formen Ieronims. Als aber Francesco Ieronim bittet, ein skeptisches Gesicht zu machen und dieser — über den Brief des Euthanasius nachdenkend — den Wunsch erfüllt, da wird Cesara von den Schmerz, den sie auf dem Antlitz Ieronims sieht, aufs tiefste bewegt, und eine süße, stille Sanft-

mut bemächtigt sich ihrer. „Sie war nicht mehr dieselbe;“ „jetzt liebte sie ihn, denn in jener schönen Statue aus weißem Marmor, in jenem versteinerten Adonis vermutete sie eine Seele“ (S. 111). Jetzt weint sie, ohne es zu wollen. Als Francesco sie nachher fragt, ob ihr Ieronim gefalle, „flüstert sie etwas Unverständliches, mit tränenerfüllten und sehnsuchtsvollen Augen“ (S. 111).

V. Ein Briefwechsel zwischen Cesara und Ieronim beginnt. Cesara schreibt einen überschwenglichen, von Leidenschaft und Sehnsucht durchglühten Brief: „sie möchte das Eis seiner Augen mit ihrem Munde zerschmelzen“ (S. 112); sie fleht ihn an, ihr zu erlauben, „das Kissen zu küssen, auf welchem sein Kopf ruht“. Ganz anders der stolze, kalte Ieronim. Sein Brief ist vielleicht noch merkwürdiger und noch romantischer als der Cesaras. Er „dankt ihr dafür, daß sie ihn liebt“; er „küßt ihr die Hand für ihren guten Willen, ihn glücklich zu machen“, er sagt ihr aber auch zugleich, „sie täusche sich, wenn sie glaube, daß ihre Liebe als Weib ihn glücklich machen könnte“ (S. 112). Nun folgt eine Reihe asketisch-pessimistischer Gedanken, von denen einer finsterer ist als der andere. „Die Liebe — schreibt er ihr — ist ein Unglück, und das Glück, das du mir anbietest, Gift“ (S. 113). Mit Verachtung und Hohn spricht er von der Menge leichtsinniger Jünglinge und üppiger Weiber, die alle der Liebe und dem tierischen Wohlsein huldigen; ja er verallgemeinert diesen Zustand auf die ganze Welt: „um diesen Instinkt dreht sich das Leben der Menschheit ... Essen und Zeugen, Zeugen und Essen“, ganz im Sinne Schopenhauers. Er will „keinen Kuß erbetteln“, er will „nicht zittern, wenn sie ihre Brust entblößt, jene Brust, die morgen eine Leiche ist und nach ihrem Wesen es auch heute schon ist“ (S. 113). Er will sich „nicht zum Komödianten jenes Übels machen, das die Welt beherrscht“, sondern „unbekümmert durch dies Leben schreiten, wie ein Verbannter, wie ein Aussätziger, wie ein Wahnsinniger! ... nur nicht wie sie“ (S. 113f.). „Der Kern des Lebens ist die Selbstsucht und dessen Kleid die Lüge“ (S. 114);

er sei aber kein Selbstsüchtiger und kein Lügner; er komme sich vielmehr vor wie „eine Bronzestatue, an welcher eine Welt vorbeigeht, die wohl weiß, daß diese Bronze kein Gefühl mit ihr gemeinsam hat“ (S. 114). Mit dem erhabenen Selbstbewußtsein eines Übermenschen ruft er der Frau, die ihn anbetet und seine Liebe erfleht zu: „Laß mich in meinem Stolz und in meiner Kälte. Wenn die Welt untergehen müßte und ich könnte sie retten durch eine Lüge, ich spräche sie nicht aus, sondern ließe die Welt untergehen. Warum willst du, daß ich vom Sockel heruntersteige und mich unter die Menge mische? Ich blicke aufwärts gleich der Statue Apolls .... sei du der Stern am Himmel, kalt und leuchtend! Dann werden meine Augen ewig zu dir aufblicken!“*) (Ebenda). Mit diesen Worten schließt der Brief Ieronims. — Dem Rate Euthanasius' folgend, der ihm geschrieben hatte, er solle nicht Mönch werden, sondern „ein vernünftiger Jüngling“ bleiben, denn er selbst ist kein Mönch, sondern ein Eremit geworden (S. 107), hat Ieronim das Kloster verlassen und lebt in der Stadt. Eines Tages nimmt ihn Francesco mit sich und macht ihn mit Cesara persönlich bekannt. Ieronim hatte sie noch nicht gesehen, als er ihr jenen schrecklich pessimistischen Brief schrieb und jetzt ist er verblüfft. Nun entfernt sich Francesco, und wiederum findet eine sehr romantische Szene statt: Cesara kniet vor ihm und fleht ihn an, wenigstens ihre Liebe zu dulden, wie ein Kind geliebt zu werden. Doch ist er noch immer ernst und kalt, wie früher. Aber „je mehr er sie anblickt, desto schöner findet er sie“ (S. 116). Er sagt ihr, er fühle in sich „eine Anbetung für sie, die sich vielleicht in Liebe verwandeln würde ... wenn sie ihn nicht liebte“ (S. 116). Als sie ihn noch immer anfleht, und ihr Unglück mit dem Freier Castelmare erzählt, ist er tief bewegt, aber auch jetzt noch nicht

*) Ich habe diese Ideen zum Teil wörtlich angeführt, nicht nur weil sie für die Persönlichkeit E.s bezeichnend sind, sondern weil sie an die Grundidee und die Grundstimmung seiner berühmtesten Dichtung, „Der Abendstern“ (Sar. LVIII) erinnern.

entschlossen. Er verlangt daher Zeit sich zu bedenken, denn er „habe ein sonderbares Herz und eine sonderbare Vernunft; nichts könne bis zu ihm unmittelbar durchdringen“*) (S. 116f.). Er selbst fleht sie jetzt an, sie solle mit ihm Erbarmen haben, denn „wenn einmal die Liebe in sein Herz dringen würde, so würde er an Liebe sterben“ (S. 117) — ein echt romantischer Schluß.

Unter dem Eindruck seines Zusammenseins mit Cesara, schreibt Ieronim dem Euthanasius einen Brief (S. 117f.) worin er mit Entzücken von ihr spricht und doch nicht zugibt, daß er sie liebt. Euthanasius ist aber ein besserer Psychologe; er antwortet ihm nur die paar Worte: „du liebst sie, mein lieber Sohn, ohne es zu wissen. Cinis et umbra sumus“ (S. 118). Der Eremit hat Recht. Die Gestalt des Weibes hat das bewirkt, was ihr Brief nicht bewirken konnte. Die übermenschliche Gesinnung des jungen Skeptikers wird von dem Menschlichen in ihm besiegt.

VI. Die Gefühle Ieronims für Cesara sind ihm noch nicht ganz klar. Er fühlt sich in ihrer Anwesenheit wohl, doch ist es ihm noch lieber, fern von ihr zu träumen. Wenn er sich aber neben ihr sieht, „hat er jene Freiheit zu träumen nicht mehr, die das eigentliche Wesen seines Lebens war und das einzige Glück einer zufriedenen Natur ohne Liebe und ohne Haß“ (S. 119).

Doch bald muß Ieronims träumerische Liebe eine menschlichere Form annehmen. Eines Nachts wandelt er durch den Garten des Palastes Bianchis, des Vaters seiner Angebeteten. Plötzlich erscheint ihm Cesara, in deren Augen nicht mehr „die dunkle Liebe und der dunkle Wunsch blitzen“, sondern

*) Man möchte glauben, es sei ein Selbstbekenntnis E.s, wenn Ieronim sich derart charakterisiert: „Ein Gedanke bleibt bei mir tagelang an der Oberfläche des Geistes, er berührt mich weder, noch fesselt er mich. Erst nach vielen Tagen dringt er in das Innere und dann wird er durch andere, die er dort findet, vertieft und faßt Wurzel“ (S. 117). In der Tat war das Innenleben E.s ein derartiges, was am meisten seine lyrischen Gedichte beweisen.

„stille und melancholische Ruhe liegt“ (S. 120). Sie setzt sich neben ihn, „in den Schein des Mondes“ (S. 121); berührt seine Hand nicht und bleibt ganz still. Er nähert sich ihr und glühend flüstert er: „Sieh den mitternächtigen Mond — schön wie ein Kind von zwei Wochen und — kalt ... fühlst du nicht, daß aller Lebensschmerz, alle Sehnsucht, alles Streben aufgehört hat beim Anblick dieses herrlichen Gemäldes, zu dem auch du gehörst“ (S. 121). Inmitten dieses Zaubers der Natur gesteht er ihr, daß er sie liebt. Dann umarmt und küßt er sie leidenschaftlich. — Auf einmal bemerkt Cesara, daß Castelmare in einem Dickicht versteckt sie belauscht, sie fürchtet, er werde Ieronim angreifen und fragt diesen, ob er das Schwert handhaben könne. Selbstverständlich kann er das — was kann ein romantischer Held nicht alles — und seine Geliebte bringt ihm das Schwert, das sie ihm umgürtet, — „indem sie die Gelegenheit benutzt Ieronim zu umarmen“! (S. 123). Dann trennen sie sich. Jetzt bringt der Dichter eine Szene, die den sonderbaren Charakter seiner Gestalten deutlich kennzeichnet. Cesara kann nun, nachdem sie allein geblieben, ihre Ruhe nicht mehr behalten; leidenschaftlich umarmt sie einen Baum und flüstert: „Ieronim ich beiße dich!“, und sie schlägt mit den Fäusten den Baumstamm Ieronim aber, „von einer viel weniger sinnlichen Natur als sein Täubchen, bleibt nur in der theoretischen Überzeugung, daß er sie liebe“ (S. 124). — Der Abschnitt schließt mit einem Zweikampf zwischen Castelmare und Ieronim, in dem Castelmare stumm zu Boden fällt.

VII. Infolge des Zweikampfes droht Ieronim große Gefahr. Meister Francesco drängt ihn, die Flucht zu ergreifen; er will aber gleichgiltig der Gefahr entgegentreten. Da schreibt ihm auch Cesara ein Briefchen und fleht ihn an, sich in Sicherheit zu bringen; Castelmare sei nicht tot und wolle sich mit ihr vermählen; sie liebe aber Ieronim und wünsche den Tod Castelmares, daher solle sich Ieronim vor der Gefahr der Bestrafung retten; vielleicht würden sie sich noch einmal sehen. Ieronim nimmt eine Barke und fährt in das Meer. Nun geschieht eine

Reihe ungewöhnlicher Ereignisse, eines wundersamer als das andere. Ieronim war auf dem Meere eingeschlafen und seine Barke blieb zwischen Felsen hängen. Als er am andern Tage erwachte, sieht er sich in eine ganz unbekannte Gegend versetzt. Am gegenüberliegenden Strande des Meeres bemerkt er ein altes Nonnenkloster und einen Garten, der bis an das Meer geht. Dorthin konnte er aber nicht gelangen. Wohl aber entdeckt er — mit Hilfe eines geheimnisvollen beweglichen Felsens — die wundersame Insel Euthanasius'. In der Grotte findet er einen Zettel, aus dem er erfährt, sein Onkel sei schon tot. „Es bleibt nichts übrig" — hatte der Eremit geschrieben — „als das irdene Gefäß, in welchem das Licht eines reichen Lebens gebrannt hat; ich werde mich unter den Wasserfall eines Baches legen; Lianen und Wasserrosen sollen mit ihrem Wachstum meinen Leib umschlingen" (S. 128). „Der ewig frisch dahin fließende Bach soll mich auflösen und mit dem Ganzen der Natur vereinen; doch soll er mich vor Verwesung bewahren" — das ist sein letzter Wunsch.*)

Nun durchforscht Ieronim sein neues Heim, überzeugt sich mit Freude, daß sein alter Onkel eine Menge wertvoller Bücher und tiefsinniger philosophischer Schriften hinterlassen hat, und er befreundet sich bald mit seinem kleinen Reiche, wo er ein glückliches Naturleben führt.

VIII. Im letzten Abschnitt folgen die Ereignisse schnell auf einander. Am Tage, wo Cesara mit dem Markgrafen Castelmare sich vermählen sollte, stirbt der Markgraf Bianchi, ihr Vater, mitten in der Festesfreude. Cesara muß ein Jahr trauern und löst ihr Verhältnis zu Castelmare, der sie aber weiter verfolgt. Da zieht sie sich in ein Nonnenkloster zurück — wunderbarer Weise eben in jenes in der Nähe der Insel des Euthanasius. In den stillen Mauern des Klosters lebt sie zufrieden, indem sie ihr ganzes Glück in der Bewunderung der Natur sieht. An heißen Tagen badet sie in dem Meere

*) Derselbe romantische Wunsch, voll erhabener Liebe zur Natur, kommt in den Gedichten „O mamă" (Şar. LII) und „Mai am un singur dor" (Şar. LXXVI) vor.

und läßt ihren zaubervollen Körper von den Fluten bespülen. Es ist „eine Liebe mit dem Meer", sagt E. in romantischem Tone. Einmal wird sie von den Fluten bis an die Insel des Euthanasius getragen, betritt sie und kann die prachtvolle Schönheit der Gegend nicht genug bewundern. Als sie aber die Insel verlassen will, bemerkt sie erschrocken, daß es keinen Ausgang gibt und muß — nackt wie sie war — die Nacht dort zubringen. Als sie über den Teich hinüber gehen will und „das Wasser um ihre Fußgelenke zittert", erwacht in ihrer Brust eine Sehnsucht nach Glückseligkeit; „ihre Lippen waren trocken von dem Verlangen nach einem Kusse" (S. 132). In dem Hain angelangt „schien sie in dem Schatten der Bäume einer Marmorstatue gleich zu sein" — das beliebte Bild Ieronims in der Novelle und Eminescus in seinen Dichtungen. Plötzlich erblickt sie unter den Bäumen ... ihn. Er nähert sich. Und als sie sich erkennen, umarmen sie sich, glücklich wiedervereint zu sein. Sie blickt unaufhörlich auf ihn und vergißt ganz den Zustand, in dem sie sich befindet. Damit schließt die Erzählung. Man hat den Eindruck, als ob der Dichter in jenem Bilde die wahre, von ihm und von vielen Dichterseelen erträumte Naturliebe symbolisieren wollte.

Wie „Sermanul Dionis", so zeigt auch „Cesara" eine Synthese von Philosophischem und von Romantik, die derselben überaus reichen dichterischen Phantasie entspringen. Doch sind auch manche Unterschiede zu erwähnen. So tritt in den philosophischen Erörterungen neben dem Pessimismus ein starker Naturoptimismus hervor. Man kann, wenn man sich in die Ansichten Euthanasius' vertieft, eine Beeinflussung Eminescus durch Rousseau, den er mit Vorliebe gelesen und studiert hat, nicht verkennen: Kulturpessimismus und Naturoptimismus, d. h. Liebe zur Natur sind hier wie dort zwei eng verbundene Elemente. Dagegen finden wir in „Sermanul Dionis" einen dunklen Mysticismus, der dem Naturoptimismus nicht widerspricht — denn die Natur als Allmacht ist ja selbst ein mystisches Element — der aber über die Grenzen der Natur hinaus den Sinn des Lebens und der Welt

zu deuten bestrebt ist. Was die Romantik anlangt, so weist sie in „Cesara“ auf dieselben Bestandteile hin, wie im „Sermanul Dionis“: überschwengliche Liebe und Naturbegeisterung; nur daß in „Cesara“ diese romantischen Elemente die überwiegenden sind, dagegen in „Sermanul Dionis“ das Phantastisch-Schauderhafte überwiegt. Auch ist die Romantik „Cesaras“ reicher an Formen und Farben als die des „Sermanul Dionis“. Schon das Milieu und die Personen der ersteren stehen auf einem ausschließlich romantischen Boden: die Handlung spielt in Italien, im Mittelalter, die Personen sind Mönche, Eremiten, Ritter, Maler und eine Gräfin. Dann sind auch der Gang der Novelle und die vielen Episoden echt romantischer Art. Es tritt uns hier eine ganze romantische Welt vor Augen, während in „Sermanul Dionis“ erst im Traume und auch dann nur zum Teil, eine solche Welt vorhanden ist, im übrigen aber nur vereinzelte romantische Personen und Begebenheiten vorkommen. „Sermanul Dionis“ enthält mehr Kraftgenialisches in sich; es ist eben eine Jugendschrift des Dichters, „Cesara“ wirkt, wenn nicht so gewaltig, um so klarer und um so harmonischer; man bemerkt gleich, daß diese Novelle einige Jahre später verfaßt worden ist, in welchen der Dichter sowohl seine philosophischen Anschauungen, wie auch seine Romantik deutlicher und einheitlicher gestalten und mit vielen neuen Kenntnissen, Eindrücken und Erfahrungen bereichern konnte. — Die Handlung der Novelle ist — ihrer romantischen Natur gemäß — ebenso märchenhaft, wie die des „Sermanul Dionis“. In keiner dieser Novellen läßt sich irgend eine psychologische Begründung der Ergebnisse finden; eine solche darf auch nicht gesucht werden, wenn man es mit derartigen Phantasieerzeugnissen zu tun hat. Doch finden wir in „Cesara“ manche wertvollen psychologischen Tatsachen und Bemerkungen, wie in den Schilderungen der Liebe bei Cesara und bei Ieronim oder in der weltfremden Haltung eines so erfahrenen Eremiten wie Euthanasius. Das Wichtigste aber hinsichtlich des Inhaltes, bleibt auch bei dieser Novelle die subjektive Grundlage: das

Gefühlsleben und die Ideenwelt, die aus ihr sprechen und das Gefühlsleben und die Ideenwelt des Dichters selbst nach vielen Richtungen hin erklären.

VIII. E.s Märchen und kleinere Erzählungen.

Neben den umfangreicheren, besprochenen Novellen verdienen auch die kleineren Schriften E.s unsere Beachtung, besonders insofern, als sie für die allgemeine Beurteilung des Dichters und seines Schaffens Beiträge liefern.

1. Märchen. In seinem „Făt-frumos din lacrimă“ (Nov. 3ff.), das von hohem ästhetischen Werte ist, hat E. eines der schönsten rumänischen Märchen geschrieben. Den Stoff lieferte ihm die rumänische Volksliteratur, die Bearbeitung aber hat der Dichter in einer meisterhaften romantischen Manier durchgeführt. Diese Mischung von volkstümlichen Elementen mit künstlerischer Romantik gibt dem Märchen einen besonderen Reiz.

Der Held des Märchens ist Făt-frumos [wörtlich: Schöner Junge, Bel-enfant, eine der häufigsten und beliebtesten Heldenfiguren in der rumänischen Märchenliteratur].*) In ihm vereinen sich all die wunderbaren Gaben mit denen die Volksphantasie die Helden schmückt. In erster Linie ist er das Urbild des männlichen Mutes und der männlichen Schönheit, dem die Herzen aller Guten, aber auch die der mit Zaubermacht begabten Mädchen huldigen. Er ist so zu sagen die romantischste Figur der rumänischen Märchen; daher ist es auch kein Wunder, daß E. sich zu dieser Gestalt hingezogen fühlte.

Der Inhalt des Märchens läßt sich, kurz gefaßt, wie folgt darlegen: Ein Kaiser, „der in seinem Leben nie gelacht“ (S. 3) und der seit 50 Jahren mit einem Nachbarn Krieg führte, fühlte sich unendlich unglücklich, daß er keinen Sohn hatte,

*) Näheres über Făt-frumos s. bei Şăineanu, Basmele romîne (Bucureştĭ 1895) Index S. 1037; S. 610 findet man auch eine Inhaltsangabe von diesem Märchen.

dem er „die Erbschaft seines Hasses“ hinterlassen konnte. Die junge Kaiserin, mit goldenem Haare und blauen Augen [E.s Ideal weiblicher Schönheit], weinte darüber Tag und Nacht; sie bat das Bild der Mutter Gottes, „der Mutter der Leiden“, ihr ein Kind zu schenken. Da „wurden die Lider des Bildes naß und eine Träne floß aus dem schwarzen Auge der Mutter Gottes“. Die Kaiserin nahm diese Träne in sich auf und wurde davon schwanger, und so entstand „Făt-frumos din lacrimă“. Der Kaiser lächelte und die Sonne selbst lächelte und das ganze Reich wurde von Freude erfüllt. Als er groß geworden war, machte sich Făt-frumos auf den Weg, um die feindlichen Armeen, die seinen Vater bedrohten, zu schlagen. Nach manchen Schicksalen begegnete er auf seinem Wege einem Mädchen (auch mit goldenem Haare und blauen Augen), das ein Wunder von Schönheit war, und verliebte sich in sie. Sie war aber die Tochter der „Mama Pădurii“ [ein (Wald) Ungeheuer, s. Şăineanu, Basme S. 1056] und er mußte zuerst diese töten, um das Mädchen mit sich nehmen zu können. Er führte diese Heldentat aus und verließ dann seine Geliebte, die schöne Ileana [Name, der in den rumänischen Märchen ein schönes Mädchen oder eine Fee bezeichnet], um neue Heldentaten zu vollbringen. Lange Zeit kam er nicht mehr zurück und Ileana beweinte ihn, da sie ihn tot glaubte, so bitterlich, daß sie blind wurde. Aus ihren Tränen entstand ein Bad und in dem wüsten Garten, wo sie sich verborgen hatte, wuchsen gelbe, trauernde Blumen — „die Blumen des Leidens“ (S. 28). Da nähert sich aber eines Tages Făt-frumos seinem Palaste; die Kaiserin hört das Geräusch seines Kommens, nimmt eine Handvoll Tränen aus dem Bad und bespritzt den Garten. „Die gelben Blätter wurden grün wie der Smaragd; die trauernden Blumen wurden weiß wie schimmerndes Perlmutter — und wegen dieser Tränentaufe erhielten sie den Namen Tränenblümchen“ (S. 28). Als Făt-frumos und Ileana sich wiedersehen, „erglüht der Vollmond wie ein goldenes Gesicht an dem tiefblauen Himmel“ (S. 28 f.) — dieses bei E. so beliebte Bild mußte auch im Märchen wieder auftauchen.

„Im Nachtwinde badete Făt frumos sein Angesicht im Tränenbade, dann hüllte er sich in den Mantel, den sie ihm aus Mondstrahlen gewebt, und legte sich schlafen im Blumenbeete; auch die Kaiserin legte sich neben ihn und träumte im Schlafe, die Mutter Gottes hätte zwei blaue Morgensterne vom Himmel genommen und auf ihre Stirne gesetzt" (S. 29). Am folgenden Tage konnte sie wieder sehen und bald darauf wurde eine prachtvolle Hochzeit gefeiert. In romantischer Manier nimmt auch die Natur an dieser Hochzeit teil, ebenso wie in der Dichtung Călin (Şar. XXXI)', die mit demselben Bilde endet.

„Borta vîntului", das in den Manuskripten E.s gefundene Märchen, ist nur eine unvollendete Skizze. Sein Gegenstand ist ein humoristischer: ein armer Mensch, der aus Ärger darüber, daß ihm der Wind ein Gefäß voll Mehl zerstreut hatte, sich auf den Weg macht, um das Loch des Windes zu verstopfen. Dieser originelle Gedanke scheint in der rumänischen Märchenliteratur zuerst von E. gefunden worden zu sein; auch Şăineanu, dessen Werk bis jetzt das vollständigste auf dem Gebiete der rumänischen Märchen ist, erwähnt ihn nicht. — Die Skizze ist in Sprache und Stil dialektisch gefärbt, z. B. lautet das Perfektum o muncit statt a muncit, acu für acum, cela für acela; weiter haben wir volkstümliche Ausdrücke: m'o viclenit [m'a înşelat], ş'o gătit oştirea [ş'a pregătit oştirea] u. a. Ferner beachte man die Wörter: şumuiog (bouchon de paille, altes Wort von dem Chronisten N. Costin gebraucht, — Damé, Dict. roum.-franç.), zimnic (moldauisch) auch semnic (hutte dans la terre, où l'on garde les niches pendant l' hiver, Damé); sufragiu (domestique qui sert à table, Damé), băcăi (battre, faire tic-tac, Damé) u. a.

2. Kleinere Erzählungen. Eine köstliche humoristische Erzählung ist „La aniversară" (Zum Geburtstage), die E. selbst eine „originelle Erzählung" genannt hat. Der Gegenstand (Nov. 86ff.) ist, wie in den meisten seiner literarischen Schriften, die Liebe. Mit viel Humor und scharfer Beobachtungsgabe schildert E. einige entzückende Liebesszenen zwischen zwei jungen Herzen: Ermil, der noch das Gymnasium

besucht, und seine Cousine Elis, die sich aber Gajus Julius Caesar Octavianus Augustus und Cleopatra nennen. Ein frischer, gesunder Zug belebt die Schilderung und die Szenen bezeugen viel psychologisches Verständnis. Da es sich um Liebe handelt und um die Schrift eines Dichters wie E., so kann selbstverständlich auch die Romantik nicht fehlen. Die Liebesszenen finden hier gleichfalls in „mondbeglänzter Zaubernacht" statt, und der verliebte Gajus Julius Caesar Octavianus Augustus flüstert wehmutsvoll seiner Cleopatra zu: „Der Mond verschönert die Welt, um unserer Liebe willen" (S. 90). Ich erwähne noch — als etwas für den Dichter Bezeichnendes — daß auch die Frauengestalt, die uns hier entgegentritt, „blond, sehr blond" (S. 85), der Geliebte aber „ein wenig poetisch gestimmt ist" (S. 86).

„St. Gheorghe în oraș și la țară" (der St. Georgstag in Stadt und Land; Nov. 137ff.) macht uns neue Momente aus der Gefühls- und Stimmungswelt E.s bekannt. Diese Erzählung, die er treffend und originell mit dem „Finger gezeichnete Bilder" genannt hat, stellt im warmen Tone das stille patriarchalische Leben auf dem Lande dar. Es ist dies eine Schilderung, die das Interesse und die Liebe des Dichters für das Volkstümliche, für die Sitten und Gebräuche auf dem Lande deutlich beweist. Die Erzählung ist im Jahre 1877, am 14. September (Nov. 157, Anm.), veröffentlicht worden. Zu jener Zeit steckte E. schon in dem unruhigen politischen Tun und Treiben drin; wie sehr ihm dieses, wie überhaupt das städtische Leben, mißfiel, erklären die folgenden Bemerkungen, mit welchen er seine Erzählung schließt: „Und wir!? — Wir lesen die Akten über die Anklage der gewesenen Minister, die Kriegsgerichte, die Mahnungen der Hausbesitzer [der Tag des hl. Georg ist in Rumänien ein Termin für die Mietszahlung] und wägen unsere schwarzen Sünden unter der grünen Weide ab. Eine schöne Beschäftigung" (S. 141). Als einen grellen Gegensatz zu dieser trüben Stimmung stellt er das Leben auf dem Lande hin, das ihn, den Denker, der so oft pessimistisch gestimmt, zu dem kräftigen optimistischen

Ausruf veranlaßt: „Jawohl! Schal ist das Leben, schal für die Menschen mit leerem Herzen und hohlem Kopfe!“ (S. 141).

Es wäre noch die kurze Erzählung „Sinucidere“ („Selbstmord“; Nov. 134 ff.) zu nennen. Ein wirklicher Fall von Selbstmord eines in Ungnade gefallenen russischen Offiziers, der sich vor dem Zuge des Zaren auf dem Bahnhofe in Jassy das Leben nahm, bildet den Gegenstand dieser Erzählung. Obwohl sie keinen Anspruch auf literarischen Wert erheben kann, so ist sie doch interessant wegen der Wärme und Sympathie, womit E. das traurige Schicksal jenes Unglücklichen bespricht.

Abkürzungen und Literatur.

Adamescu, Noțiuni de ist. limbii și lit. rom. Ed. II Buc. 1896.

A. D. = Ar. Densușianu, Literatura bolnavă, „Revista critică-literară“. II. 193 ff., 386 ff.

An. = Anuarul „Societății pentru crearea unuĭ fond de teatru romîn“.

Arch. = „Archiva“, Zeitschrift, Jassy.

B. p. t. = „Biblioteca pentru toțĭ“, Alcalays Ausgabe der Gedichte Eminescus.

C. d. a. = „Culegere de articole d'ale luĭ M. Eminescu“ Bucureștĭ, 1891.

Cl. d. l. = „Clipe de liniște“, novele de A. Vlahută.

C. L. = „Convorbirĭ Literare.

Ch. Lit. pop. = Il. Chendi „M. Eminescu, opere complete“. I. Literatura populară. București, Editura „Minerva“ 1902.

Cr. = Cristea Illés „Eminescu élete és művei“ 1895. Szamosujvár.

Div. = Diverse, Șaraga.

E. = Eminescu.

Ed. M. = Ediția Maiorescu (Poesiĭ de Eminescu).

Fam. = „Familia“ Illustriertes Familienblatt in Grosswardein.

G. T. = „Gazeta Transilvaniei“ Zeitung in Kronstadt.

Gram. St. Cr. = Grama, Studiu Critic „Mihail Eminescu“, Blaj 1891.

Grig. = Grigorovitza, Em. „Deutsche Uebertragungen aus den auserleseneren Dichtungen des verstorbenen rumänischen Poeten Michail Eminescu". Bucarest, 1892.

Igh. = Ighel Ilie, „Incercare critică asupra luĭ Eminescu". Bucarest, 1890.

I. L. C. = I. L. Caragiale „Note şi schiţe". Buc. 1892.

M. E. = „Mihail Eminescu", Festnummer der Zeitschrift „Floarea-albastră", Buc.

Nov. = Novele, Şaraga.

N. R. R. = „Noua Revistă Romînă", Buc.

Omagiu = „Omagiu luĭ Titu Maiorescu", Buc. 1903.

P. P. = „Poesiĭ postume" de Eminescu (Ediţia Hodoş).

Petr. = Petraşcu N. „Mihail Eminescu", studiu critic, Buc. 1892.

P. s. V. = „Prosă şi Versurĭ"; Morţun, Iaşĭ 1890.

R. Dicht. = „Rumänische Dichtungen". Deutsch von Carmen Sylva u. Mite Kremnitz. Bonn 1889.

Răd. = Rădulescu „Ueber das Leben u. die Philosophie Contas", Leipzig 1901. Diss.

Rev. C. = „Revista critică-literară, Zeitschrift in Iaşĭ.

Rud. = Rudow W. „Geschichte des rumänischen Schrifttums bis zur Gegenwart". Wernigerode, 1892.

Şar. = Şaraga: „M. Eminescu, Poesiĭ complecte".

Scr. = „Scrisorĭ către Cornelia Emilian şi fiica sa Cornelia". Henr. şi M. Eminescu, Iaşĭ, Şaraga.

„Trib." = „Tribuna" Zeitung in Hermanstadt.

Vlah. = Vlahuţă.

Zos. = Zosîn „Substratul patologic în pessimismul contemporean", Buc. 1900.

Außer den in der Abhandlung angeführten Hilfsquellen, habe ich noch folgende benutzt, die aber hauptsächlich im zweiten Teile meiner Arbeit über Eminescu (Die Dichtung und die allgemeine literarische, ästhetische und philosophische Beurteilung E.s) verwertet werden.

Biese, Alfr.: „Die Entw. des Naturgefühls im Mittelalter u. in d. Neuz.", Leipzig 1892.

Brandes, G.: „Die Hauptströmungen der Litteratur des neunzehnten Jahrh."
Caro, E.: „Le pessimisme au XIX-e siècle". Paris 1878.
Gherea, C. D.: „Studiĭ Critice", II; Buc. 1890.
Hartmann, Ed., v.: „Zur Geschichte u. Begründung des Pessimismus". II. Aufl. Leipzig.
Hettner, H.: „Die romantische Schule...", Braunschweig 1850.
Hildebrandt, Alfr.: „Vedische Mythologie". I. Bd. Breslau, 1891.
Maiorescu, T.: „Critice", II, Buc. 1892.
Müller, Max: „Essais sur l'histoire des religions", traduit en franç. par George Harris. Paris 1879.
Oldenberg, H.: „Buddha". Berlin 1890.
Paulsen, Fr.: „Immanuel Kant". Stuttgart 1898.
— — „Schopenhauer-Hamlet-Mephistopheles". Berlin 1900.
Pencioiu, G. D.: „Incercări critice. Prosa luĭ Eminescu (Sărmanul Dionis)". Craiova, 1890.
Pfleiderer, Edm.: „Der moderne Pessimismus", „Deutsche Zeit- und Streitfragen", Berlin 1875.
Plümacher O.: „Der Pessimismus in Vergangenheit und Gegenwart". Heidelberg, 1884.
Schopenhauer, Arth.: „Die Welt als Wille und Vorstellung", Reclam I, II.
Schroeder, L., v.: „Indiens Litteratur und Kultur", Leipzig, 1887.
Sully, Iames: „Le Pessimisme", traduit de l'anglais par Alex. Bertrand et Paul Gérard, Paris, 1893.
Volkelt, I.: „Arthur Schopenhauer". Stuttgart, 1900.
Wassiljew, W.: „Der Buddhismus", St. Petersburg, 1860.

Druck von August Pries in Leipzig.